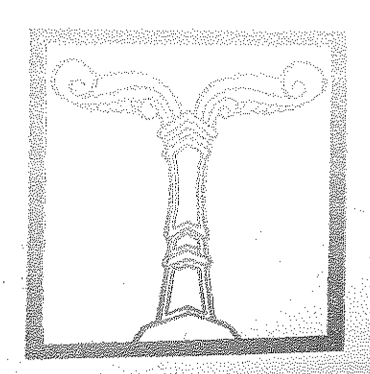
Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte



1931 — 3. Folge · Heft 2/3

[illegible] und Versand Gustav Thomas, Bielefeld

Arkerl.
Tidske.

Inhaltsverzeichnis.

Die „Mitteilungen“ auf besonderer Beilage.

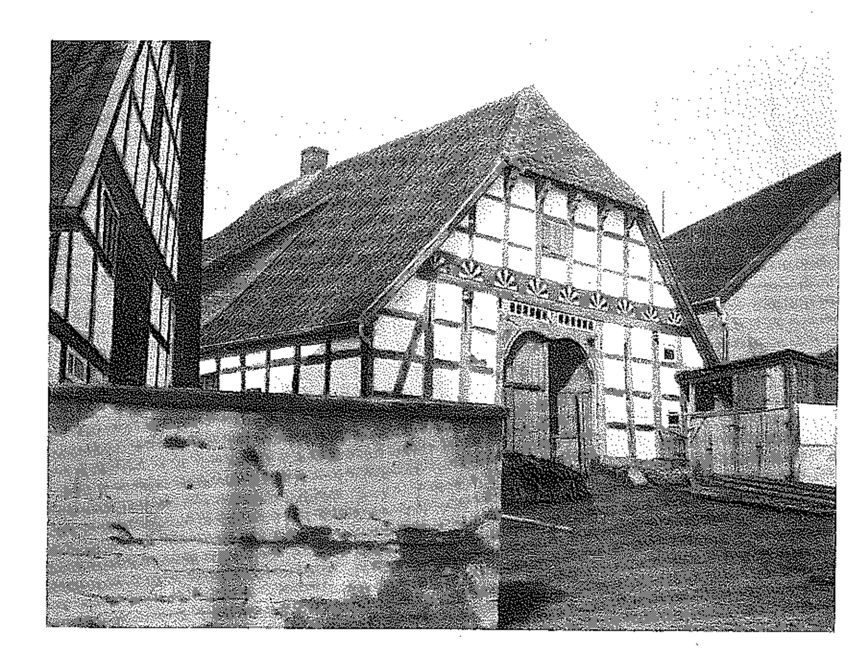
Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte
hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken.

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

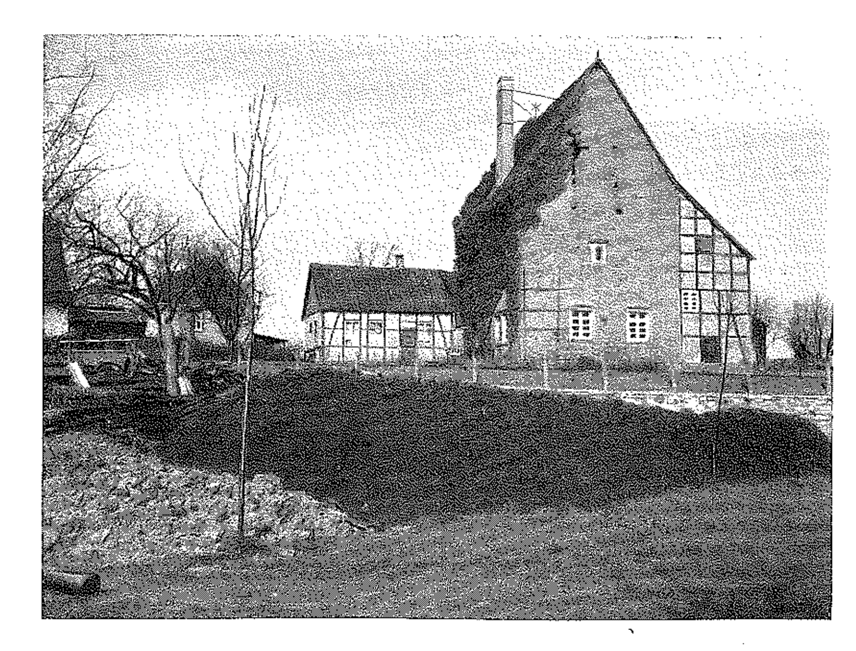
Um die Verbindung unter den Mitgliedern aufrechtzuerhalten, erscheinen jährlich in zwangloser Folge 5—6 Hefte „Germanien“.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrages von 10.— RM auf das Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65278. Der Beitrag kann in Raten gezahlt werden. Die Mitglieder erhalten „Germanien“ kostenlos.

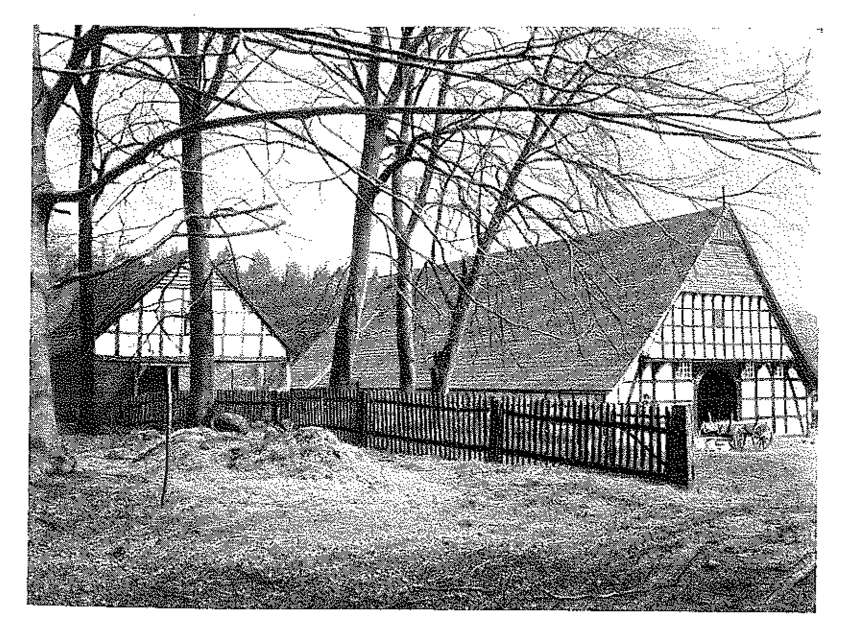
Das Vereinsjahr 1931/32 läuft vom 1. Mai 1931 bis zum 31. März 1932. Es liegt im eigenen Vorteil, bei allen Anmeldungen, Einzahlungen usw. Namen und Anschrift deutlich zu schreiben.



Die Hohe Leuchte in Schledehausen.



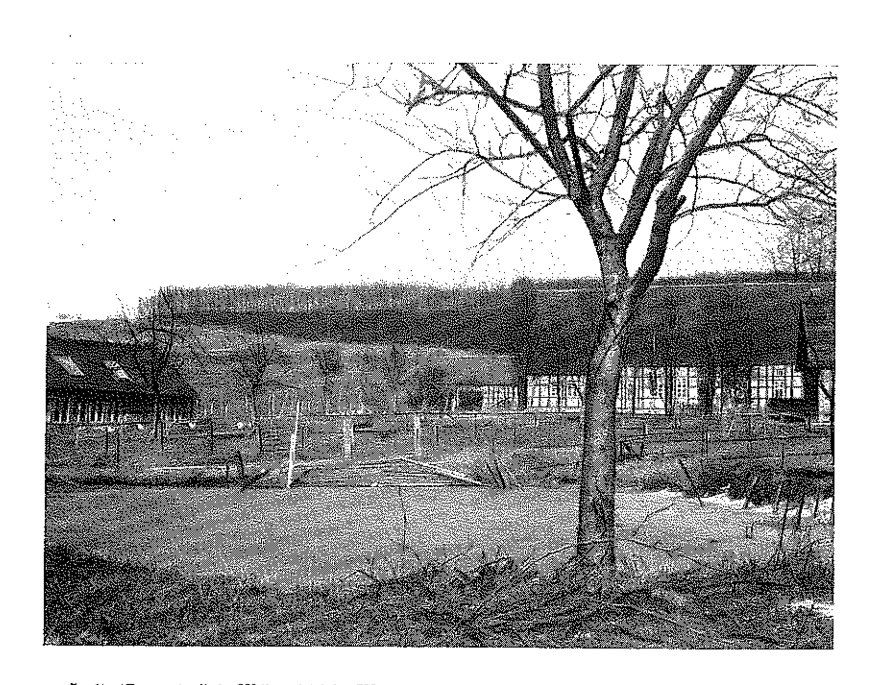
Schledehausen, März 1931. Steinwerk des alten Meyerhofes.



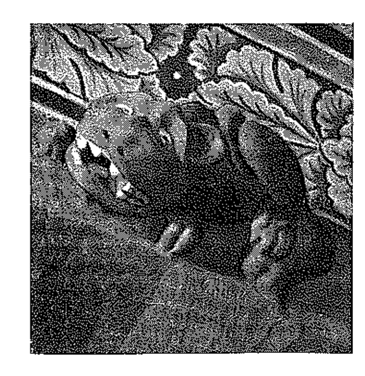
Wohnhaus des Meyers zu Ortbergen in Krevinghausen. März 1931.

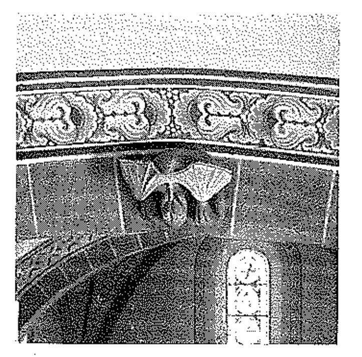


Holte/Osnabrück, März 1931. Der Meyerhof. Rechts: Künstlicher Hügel mit Mauerresten, wahrscheinlich der Holter Burg.



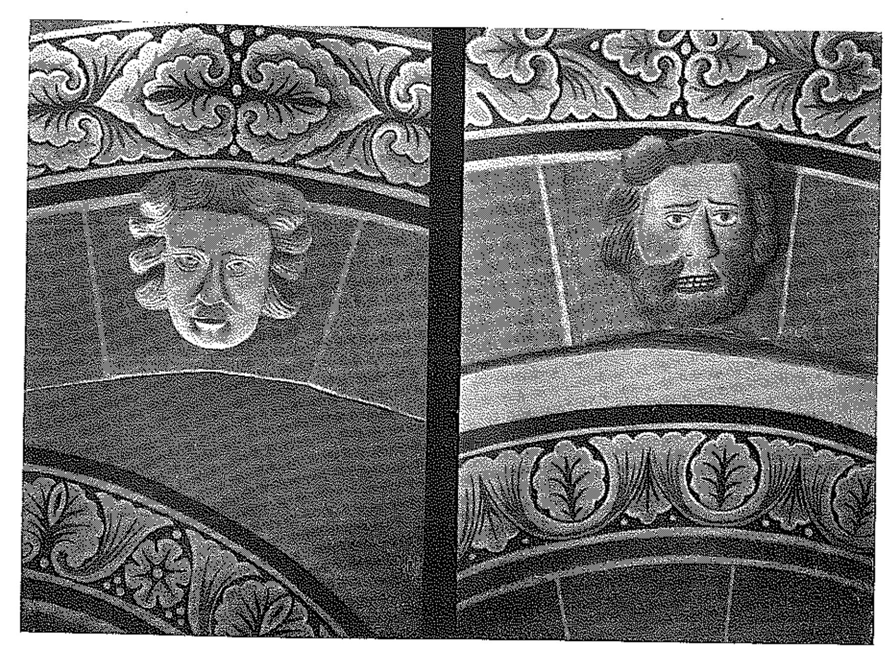
Holte/Osnabrück, März 1931. Meyerhof Holte. Im Vordergrunde die Ockuhle.



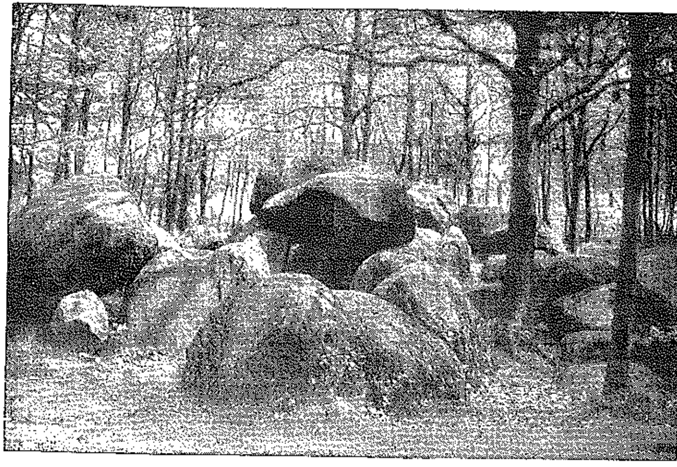


Fratzenhafte Tiergestalten an den Gurtbögen der katholischen Kirche in Belm im Landkreise Osnabrück.

Tafel 6



Germanisches Götterpaar an den Schildbögen der katholischen Kirche in Belm im Landkreise Osnabrück.



Die Slopsteine bei Westercappeln.

Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Sitz Detmold, Bandelstraße 7

Für den Inhalt der Beiträge stehen die Verfasser ein

3. Folge — Bielefeld, Nebelung 1931 — Heft 2/3

„Die Berge sind den Geistern heilig. Hebe das Haupt und blicke auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen: auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchem deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt. Blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die gute Wehr und Waffen unseres Volkes, neu geschmiedet wurde; blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, in welcher die Raben nicht mehr fliegen werden, die Stunde, wo ein Volk geboren wird! Welche andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen.“ (W. Raabe.)

Vierte Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte.

(26. Mai in Detmold, 27. und 28. Mai in Osnabrück.)

Fortsetzung des Tagungsberichtes.

Wir beginnen das neue Doppelheft mit der Fortsetzung des Tagungsberichtes. Wie schon im vorigen Hefte angedeutet, haben wir danach gestrebt, die Vorträge möglichst unmittelbar zu bringen, damit sich auch diejenigen Freunde, die nicht an der Tagung haben teilnehmen können, ein einigermaßen getreues Bild von ihrem Verlauf machen können. — Der zweite Tag in Osnabrück wurde eingeleitet durch zwei große Lichtbildervorträge. Zunächst sprach Lehrer Westerfeld aus Haltern bei Belm (Landkreis Osnabrück) über

Kultstätten des Osnabrücker Landes.

Detmold und Osnabrück, das sind die beiden Städte, die Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, für Ihre diesjährige Tagung gewählt haben. Ebendieselben Orte, in schicksalsschwerer Zeit genannt Theotmalli und Osneggi, bildeten mit ihrer reichbewaldeten Umgebung im Sommer 783 den Schauplatz blutigsten Kampfes. Beide Male rangen die wehrhaften Söhne des Sachsenlandes unter Wittekinds Führung mit den Mannen des Westfrankenkönigs, um ihre höchsten Güter vor dem Untergange zu retten. Nach urkundlichen Überlieferungen war bei uns hier das Schlachtfeld an der Hase und dem Schlagvorderberge, dem heutigen Klushügel. Es ist gewiß nicht Zufall, daß sich die entscheidenden Kämpfe gerade bei Detmold und Osnabrück abspielten. Diese Städte sind, so will es mir scheinen, die beiden Brennpunkte einer unregelmäßig geformten Ellipse, auf deren Raume

namentlich in der Mitte, der nachmaligen Grafschaft Ravensberg und den angrenzenden Gemeinden des Osnabrücker Landes, noch heute ein Bauerngeschlecht die alten Höfe bewohnt, das sich von den Ahnen an Tiefe der Religiosität und zäher Widerstandskraft in nichts unterscheidet. Kein Wunder daher, daß es den fränkischen Eroberern in dem 32jährigen Kampfe mit unsern freiheitsliebenden Vätern nicht hat gelingen wollen, den alten Glauben mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die nachfolgenden Ausführungen über die Kultstätten des Osnabrücker Landes sollen uns hinausführen auf das große Trümmerfeld der Bekehrungszeit,

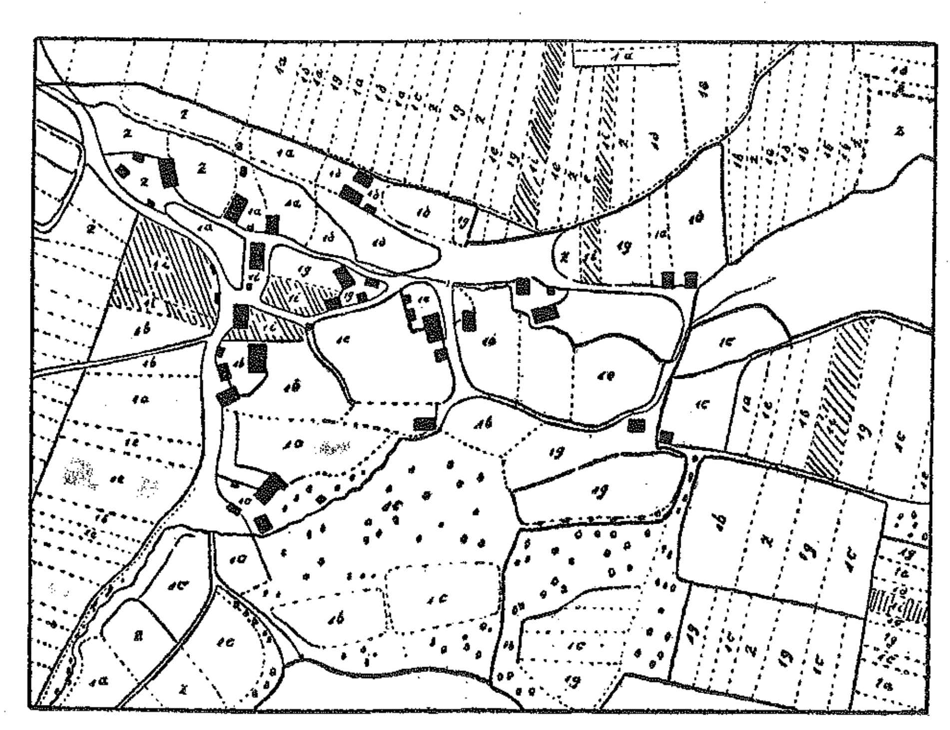


Abb. 1. Wellingen bei Belm im Landkreise Osnabrück.

Auf dem ehemaligen Dorfplatze, der annähernd halbkreisförmig von 7 Vollerbenhöfen umgeben ist, stehen die Gebäude des Halberben Tiemann (1i).

z Vollerbe Steinhaus — 1a Vollerbe Voß
1b " Klute — 1c " Pante
1d " Helmich — 1e " Gödecker oder Horstmann
1g " Dreyer — 1i Halberbe Tiemann
1k Erbkötterei Schnieder

wo es sich zeigen wird, daß der Zerstörungswut der fremden Machthaber tatsächlich mehr entgangen ist, als es bei nur oberflächlicher Prüfung der Fall zu sein scheint.

Wir haben unter den uns überkommenen Altertümern kein ragendes Mal, das sich messen könnte mit den Externsteinen. Wer bei uns Umschau hält nach altgermanischen Heiligtümern, muß sich zufrieden geben mit waldumkränzten Opfersteinen, altgebräuchlichen Flur- und Hausnamen, geheimnisvollen Quellen und Teichen, einfachen bildlichen Darstellungen und anderem mehr. Manches bleibt für alle Zeiten Dunkel. Lückenhaft ist auch das Bild, das ich vor Ihren Augen entstehen lassen möchte; es bedarf aber nicht nur der Ergänzung, sondern, was unter den obwaltenden Umständen verständlich sein dürfte, an einzelnen Stellen gewiß auch der Berichtigung.

Fast bis zur Gegenwart herrschte weithin die irrige Ansicht, daß das ehemalige Hochstift oder Fürstentum Osnabrück mitsamt den angrenzenden Gauen ein Gebiet sei, in dem man nur Einzelhöfe kenne. Die Forschung der allerjüngsten Zeit hat aber einwandfrei nachgewiesen, daß die Ursiedler ihre Gehöfte dorfartig aneinanderreihten. Die Form dieser altersgrauen Bauerndörfer pflegt sich den örtlichen Verhältnissen anzupassen; neben solchen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Hufeisen haben, finden sich langgestreckte und solche, deren Aufbau einen bestimmten Plan nicht mehr erkennen läßt.

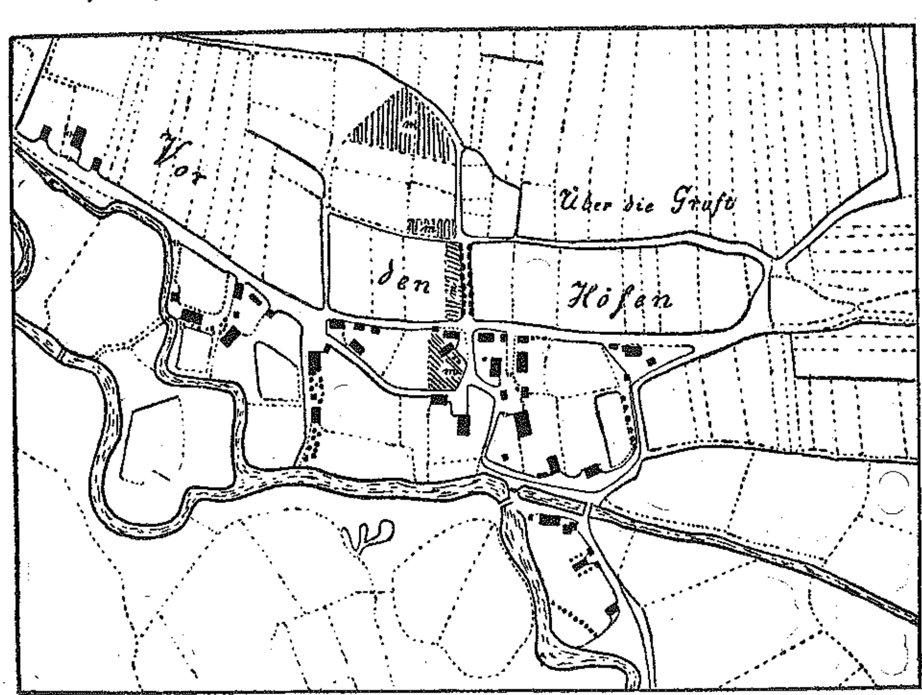


Abb. 2. Sögeln bei Bramsche, ein langgestrecktes Bauerndorf an der Hase.

In der Mitte der Reihe der Tie; darauf wieder ein Halberbe, Tiebernd (1m; 1512 Gert upn Tye — 1672 Berndt uffm Thie).

Der freie Platz, den namentlich die Dorfschaften der ersteren Art einschlossen, hieß in unsern Landgemeinden überall Tie. An der einen Seite des Dorfplatzes erhob sich häufig ein kreisrunder Hügel von etwa Manneshöhe, auf dem unter einer Linde bis in die neuere Zeit hinein die Dorfväter tagten. Diesen Hügel nannten unsere Altvordern Brink, Lindenbrink, Berg oder auch noch anders. Erhalten hat sich meines Wissens nur der Versammlungshügel des Kirchdorfes Gesmold, der umgeben ist von einer elfeckigen, mit ebensoviel Säulen ausgestatteten Mauer. Die in der Mitte wurzelnde Linde wird vom Volksmund fälschlich als Femlinde bezeichnet. Mit niedersächsischer Zähigkeit hielten die Einwohner bis heute daran fest, unter ihren Zweigen am Sonntage nach dem Feste Johannis des Täufers zusammenzukommen.

Der Tie der alten Bauerndörfer hatte ursprünglich eine recht stattliche Größe. War er doch nicht nur Versammlungsplatz der Dorfbewohner, sondern sicher zugleich Ortsheiligtum, auf dem man u. a. den kultischen Spielen oblag. Mit der Christianisierung verlor er deshalb so sehr an Bedeutung, daß in den nächstfolgenden Jahrhunderten ein oder mehrere Gehöfte darauf entstehen konnten. Dadurch erklärt es

sich, daß entgegen der weitverbreiteten Ansicht in der Dorfmitte kleine und jüngere Besitzungen, vereinzelt auch kirchliche Gebäude, besonders Kapellen, zu finden sind. Solche spätere Bebauung zeigen die Abbildungen 1 und 2, die nach den Karten der Landesvermessung von 1786 angefertigt sind. Dazu sei noch bemerkt, daß man im Osnabrückischen die vor Jahrhunderten gegründeten Kolonate in Vollerbe, Halberbe, Erbkotten und Markkotten einteilte, unter denen die erstgenannten zumeist die größten und ältesten des Ortes sind.

Wir verlassen nun die Dorfsiedlungen und wenden uns Volksheiligtümern zu, die zumeist weit davon entfernt lagen. Im Bereich der wichtigern Kultorte befand sich entweder eine Quelle oder ein Teich. Ein besonders hohes Ansehen genoß ohne Zweifel der Quellenkult. Man kannte vielleicht schon die Taufe; zum mindesten war es üblich, heilige Waschungen vorzunehmen. Sollte nicht darauf die noch lebende Sitte, die Toten vor dem Ankleiden zu waschen, zurückgehen?

Zu jedem Heiligtume gehörte ferner ein Baum, und zwar eine Linde, seltener eine Eiche; nach dem Absterben verehrte man noch den Baumstumpf. Im weiteren Verlaufe der Zeit kamen auch geschnitzte Säulen auf. Dieser oder jener Art muß die Irminsäule der Eresburg gewesen sein.

Die auf den geweihten Stätten sich erhebenden Säulen mögen ein ähnliches Aussehen gehabt haben, wie die kleinen Nachbildungen, mit denen bis ins vorige Jahrhundert hinein — ganz vereinzelt noch heute — auf dem eingangs von mir erwähnten ellipsenförmigen Raume die Giebel der Häuser geschmückt wurden. Man nennt diese Giebelzier u. a. im Landkreise Osnabrück Geck oder Geckpfahl, andernorts Krähenstuhl oder Donnerpfahl. Nach den Untersuchungen von Dr. Brandi (Mitteilungen des Historischen Vereins Osnabrück, Bd. XVIII, S. 1), die er 1893 zu Ende führte, reicht das Gebiet der Säulen im Nordwesten bis zur Stadt Osnabrück. Eine scharf sich abhebende Grenze bildet der Hauptzug des Teutoburger Waldes, an dessen Südseite sogleich Häuser mit den bekannteren Pferdeköpfen auftreten (Abbildungen 3 und 4).

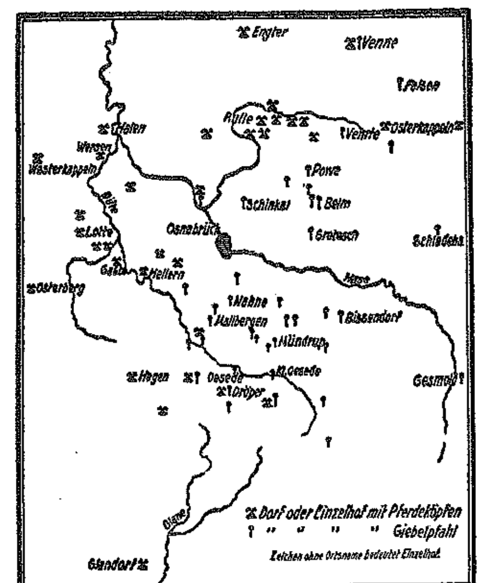


Abb. 3.
Giebelzierden: Grenze verschiedener Formen.
Ausschnitt nach einer Karte zu K. Brandi, Stammesgrenzen zwischen Ems und Weser (Mitt. d. Vereins f. Gesch. u. Landeskunde v. Osnabrück. XVIII. 1893).

Ein schöner Geckpaul findet sich heute noch in Hüsede (Kr. Wittlage).

Eine dem Aufsatze Brandis entnommene Zusammenstellung von Säulen und Pferdeköpfen zeigt Abbildung 5.

Wer opferte auf den abseits liegenden Kultstätten? Waren es die Genossen einer Mark, einer Bauerschaft, einer geschlossenen Siedlung oder einer Gilde, das ist ursprünglich eine Sondervereinigung für kultische Handlungen? Letzteres dürfte schon deshalb das Wahrscheinlichere sein, weil auf dem Lande die Bezeichnung Gilde übernommen wurde von den Kirchengemeinden, ihre Vorsteher hießen bis zum vorigen Jahrhunderte Gildemeister, die kirchlichen Gebräuche für Versammlungen usw. Gildehäuser.

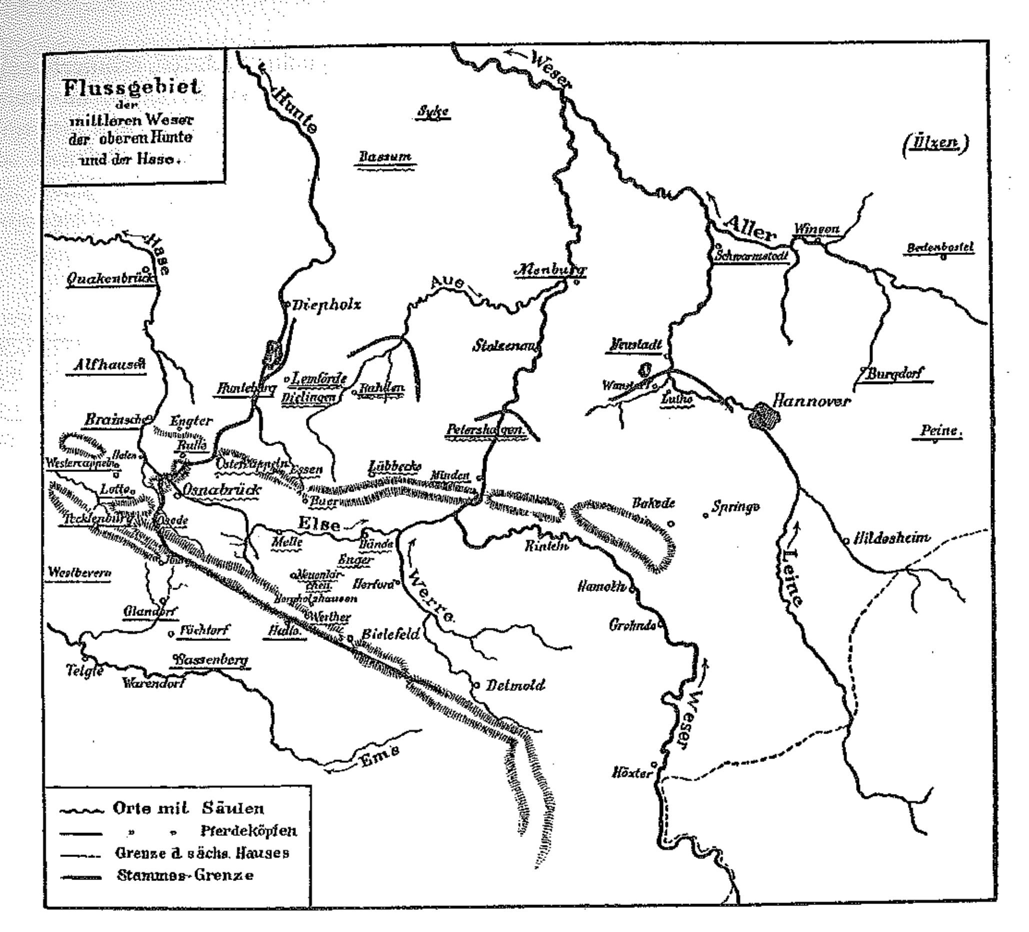


Abb. 4. (Nach K. Brandi, a. a. O., Tafel 1.)

Einer der wichtigsten Kultorte, dessen Meyerhof Bischof Engelbert I. im Jahre 1243 zersplitterte, war zweifellos Osnabrück. Herr Direktor Teudt erwähnt eine von hier ausgehende Westostlinie mit den folgenden ihm bemerkenswert erscheinenden Punkten: Domplatz in Osnabrück, Lechtenberg, Aussichtsturm bei Schledehausen, Ratinger Heerlager, Burgruine auf dem Limberge.

Mit dem von ihm nicht näher bezeichneten Lechtenberge kann nur der Lechtenbrink in Jeggen bei Schledehausen gemeint sein. Der Name ist uns ein Anhaltspunkt dafür, daß auf dieser heiligen Linie Feuerzeichen weitergegeben wurden. Die Sicht nach Osnabrück hemmte von Jeggen aus der Lüstringer Berg, auf dem sich in geschichtlicher Zeit eine Landgödingsbank befand.

Hatten der Lechtenbrink in Jeggen und das Mal des Lüstringer Berges wahrscheinlich nur Bedeutung als Verbindungspunkte, so war Schledehausen ein in hohem Ansehen stehender Kultort. Seinen Ausgangspunkt bildete eine starke Quelle, der sog. Kumm, der heute noch Eigentum der politischen Gemeinde ist. Um von dem Orte alles fernzuhalten, was ihn entweihte, wurde die in ostwestlicher Richtung verlaufende Straße im Bogen herumgeführt (Abb. 6). Ähnlich umziehen, nur in weit größerem Ausmaße, Krahnstraße und Lohstraße den Domplatz zu Osnabrück. Die uralte Straße in Schledehausen hat, da in den letzten anderthalb Jahrhunderten drei andere Wege den Durchgangsverkehr an sich zogen, ihre einstige

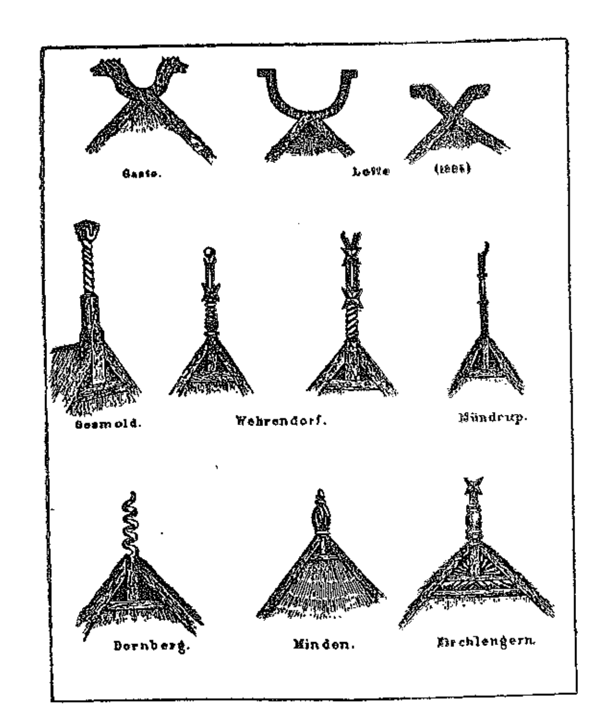


Abb. 5. Pferdeköpfe und Säulen.
(Nach. K. Brandi, a. a. O., Tafel 3.)

Bedeutung völlig verloren, erinnert den Kundigen aber durch die unverändert gebliebene Lage und die altgebräuchliche Bezeichnung Rosenstraße bis zur Gegenwart an jene Zeiten, in denen der Ase Odin die Gegend beherrschte.

Wie jeder wichtige Kultort besitzt auch Schledehausen einen stattlichen Meyerhof, der seit dem großen Brande vom 2. Juni 1781 etwas abseits vom Dorfe liegt. Zu ihm gehörte früher ein sog. Kotten, der im Volksmunde die Bezeichnung Hauge Lüchten (= Hohe Leuchte) führt. Das Haus ist 1793 erbaut und besitzt am Vordergiebel einen eigenartigen Schmuck, der aus neun Radkreisen besteht, wovon der untere Teil allerdings fehlt (Tafel 3). Deutlich sichtbar sind fünf Speichen und die Nabe mit dem Achsenloch. Nach unten ergänzt verwandelt sich die Verzierung in achtspeichige Räder. Da die Mythenzahlen drei und neun stets ein Zeichen altheiligen Ursprungs sind und die Benennung des Gebäudes ebenfalls dazu berechtigt, erscheint es nicht allzu gewagt, die Räder als Sonnenscheiben zu deuten. Die gleiche Anzahl Speichen, nämlich acht, besitzt der älteste Abdruck des Osnabrücker Wappens vom Jahre 1243, wie auch das große noch im vorigen Jahrhundert benutzte Stadtsiegel. In dem Wappen der Stadt Osnabrück, das heute nur sechs Speichen aufweist, haben wir somit von den Urvätern gleichfalls ein Sonnenrad überkommen.

Die Hohe Leuchte in Schledehausen war demnach nicht sowohl eine Stätte für die Nachrichtenübermittlung, als vielmehr ein Ort der aufs engste miteinander verknüpften Feuer- und Sonnenverehrung, und da Odin die Stellung des Sonnengottes einnahm, muß es in hohem Maße als wahrscheinlich gelten, daß Schledehausen ein wichtiger Kultplatz des Göttervaters gewesen ist.

In dieselben fernen Zeiten weist zurück das mehrgeschossige, in der Hauptsache aus Sandstein erbaute Steinwerk des Meyerhofes Schledehausen (Tafel 3), das mit seinem dunklen, zu einem dichten Geflechte ineinander gewachsenen Efeugeranke des Westgiebels ernst und trutzig auf den vorüberschreitenden Wanderer herabschaut. Weder das hohe Alter, noch die verheerende Feuersbrunst vom 2. Juni 1781, der alle übrigen Gebäude des Meyerhofes zum Opfer fielen, haben irgendwelche Beschädigungen hervorrufen können. Nur wurde, um das Bauwerk bewohnbar zu machen, das Erdgeschoß vor etwa 100 Jahren an zwei Seiten mit Fenstern versehen.

Eine auf den ersten Blick etwas rätselhaft anmutende niedrige Türöffnung, welche als Eingang zum obern Geschoß die östliche Giebelwand in schräger Stellung seitlich durchbricht, führt die den Tatsachen nahekommende Volksüberlieferung auf einen früheren Besitzer des Hofes zurück, der sich von einem Vorbau aus gern

astronomischen Studien hingab. Daß ein solcher, in luftiger Höhe schwebender Raum tatsächlich vorhanden war, beweisen mit augenscheinlicher Gewißheit die Löcher, in denen die beiden Balken ruhten und die genau senkrecht darunter aus dem Gemäuer hervortretenden Steine, auf denen die schrägen Stützen einen festen Halt fanden. Zwei kleinere Löcher in Türhöhe nahmen die Sparren der Bedachung auf.

Von innen her gewahren wir auch im Westgiebel eine rechteckige Öffnung, die man durch ein in Blei gefaßtes, von dem Efeu völlig verdecktes Fenster verschlossen hat. Sie ist nicht nur erheblich größer als die der Ostwand, in welcher der zur Spitze aufsteigende Kamin bei der Raumgestaltung entscheidend mitsprach, sondern konnte außerdem weiter nach oben und in die Mitte verlegt werden. Die im Gemäuer sichtbaren Löcher machen es zur Gewißheit, daß ehedem auch hier ein Vorbau vorhanden war, den man in größtmöglicher Höhe anbringen mußte, weil das nach Westen aufsteigende Gelände und die benachbarten Häuser sonst den Blick hemmten.

Bei genauerem Zusehen entdecken wir dann noch in jeder Giebelmauer zwei mit dem Boden des östlichen Vorbaues auf gleicher Linie befindliche röhrenförmige Löcher, die bis zu einem Meter von den Seitenwänden entfernt sind und einen Durchmesser von 12 bis 13 cm besitzen. Gestatteten sie vielleicht die Durchsicht nach bestimmten Punkten, die scharf beobachtet werden sollten? In der dem Osten zugewandten Blickrichtung liegen auf oder an der nächsten Höhe, welche die Dorfsiedlungen Westrup und Astrup trennt, die beiden Ackerstücke: Beim einen Baume und bei der Stumpfen Eiche. Unwillkürlich drängt sich uns hier der Vergleich auf mit dem kreisrunden, nach Nordosten gerichteten Loch im Sazellum der Externsteine.

Wenn es sich als zutreffend erweisen sollte, daß sich vor dem 11. Jahrhundert auf dem Lande der altgermanische Holzbau behauptete, wird es nicht zulässig sein, die Errichtung des Steinwerkes zu Schledehausen in die heidnische Zeit zu verlegen. Da aber seine bedeutungsvolle Ostweststellung kaum auf Zufall beruht, da ferner, wie wir sahen, der Ort Schledehausen auf eine vorchristliche Kultstätte zurückgeht, wofür auch die in das Dunkel der Geschichte sich verlierende Gründung der evangelischen Kirche Zeugnis ablegt, so darf man annehmen, daß sich auf dem Meyerhofe vordem ein Holzbau für den Gestirndienst erhob, an dessen Stelle die zu

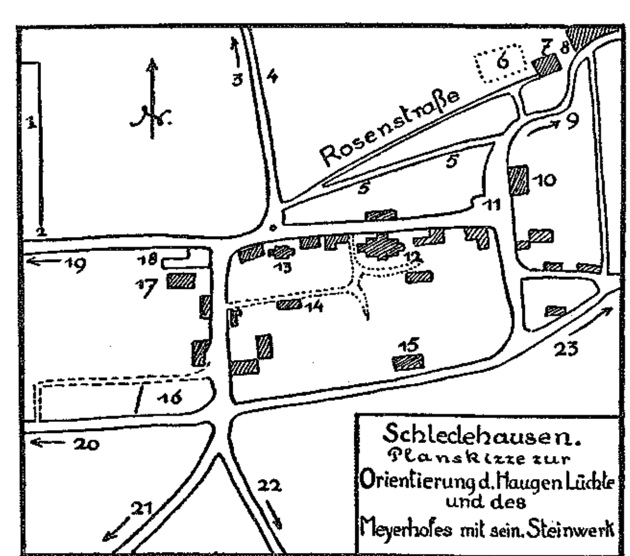


Abb. 6. Schledehausen.

1 = Kirchhof. 2 = Knapp. 3 = Weg nach Wulften. 4 = der Langekamp. 5 = Süppkenstraße. 6 = der alte Meyerhof. 7 = Steinwerk. 8 = Meyerhof. 9 = W. n. Bad Essen. 10 = Apotheke. 11 = Tie. 12 = luth. Kirche. 13 = kath. Kirche. 14 = kath. Pfarre. 15 = ev. Pfarre. 16 = Wamhoff. 17 = Hauge Lüchte. 18 = Bullerdiek. 19 = W. n. Schellenburg. 20 = W. n. Wissingen. 21 = W. n. Linne. 22 = W. n. Ellerbeck. 23 = W. n. Astrup.

Ansehen emporgestiegenen Besitzer, die wir bereits als Hüter des aus Urvätertagen stammenden Erbes kennen lernten, im Mittelalter einen für die Verteidigung geeigneten Steinbau aufführten, den sie in verehrungsvoller Erinnerung gleichfalls für die Himmelsbeobachtung einrichteten. Die Ansicht, daß man die dafür bestimmten Teile des Baues tatsächlich selten oder vielleicht gar nicht benutzt hat, dürfte allein schon deshalb, weil sich im Kamin nirgends rauchgeschwärzte Stellen zeigen und der Bretterbelag fehlt, als richtig anzuerkennen sein.

Ein beachtenswerter Punkt der uns beschäftigenden Westostlinie ist nach Teudt ferner das Ratinger Heerlager, womit die Wälle und Gräben gemeint sein dürften, welche an zwei getrennten Stellen die Wälder von Rattinghausen bei Bad Essen und Essenerberg durchziehen (Abb. 7). Soweit ich die ausgedehnten Befestigungsanlagen kenne, stellen sie aber kein Heerlager dar, sondern gehören zu den sog. Landwehren, die als dafür charakteristisch so verlaufen, daß sie von Wegen durchschnitten werden und an unfahrbaren Geländehindernissen enden. Man wollte damit also in unruhigen Zeitläuften den Verkehr auf den hindurchführenden Straßen lahmlegen. Es kann zum mindesten unmittelbar vor Einführung des Christentums hier schon deshalb kein germanisches Heiligtum bestanden haben, weil der Meyer- oder Schultenhof fehlt, ohne den nach dem bisherigen eine Opferstätte von Bedeutung kaum denkbar ist.

Teudt übergeht auf der obigen Linie das Dorf Barkhausen, Kreis Wittlage, wo Kirche und Meyerhof auffallend nahe aneinander gerückt sind. Beide Gründungen hängen vielleicht, zumal der Kirchplatz seltsamerweise am Rande der Kirchengemeinde liegt, zusammen mit einem altsächsischen Heiligtum. Eine weitere Stütze erhält diese Annahme durch die Nähe kleiner Quellen und eines Sumpfes, dessen vor Jahren zugeschütteter Raum noch immer Opferteich heißt.

An dem von Osnabrück aus nordwärts führenden, im ganzen aber etwas nach Nordosten gerichteten Wege stoßen wir nicht nur dreimal auf eine Lüchtenburg, sondern berühren dazu in den beiden aneinander grenzenden Gemeinden Evinghausen und Kalkriese, die zum Kirchspiel Engter gehören, das Klusstück im Uptruper Esche, den Klusberg, einen Rosengarten, die Vollerbenhöfe Große und Kleine Klusmann und den Heiligen Busch.

Abb. 7. Wälle und Gräben von Rattinghausen und Essenerberg, Kr. Wittlage.

Mehr als die Lüchtenburgen vor dem Hafter Berge und auf dem Rittergute Barenaue in Kalkriese, die nur noch durch den Namen an längst Vergangenes erinnern, fesselt uns die dazwischenliegende in Evinghausen (Abb. 8). Es ist ein 1832 errichteter Kotten des Meyerhofes zu Uptrup, in dessen

unmittelbarer Nähe sich auf dem Kamme des westöstlich ziehenden Sandsteinrückens eine gut sichtbare Feuerstelle befunden haben muß. In der Spitze des Nordgiebels treten an die Stelle des Fachwerks senkrecht angeschlagene Bohlen, wovon die etwas vorspringende der Mitte durch Löcher auffällt, welche die sog. Eulenlöcher alter Bauernhäuser entbehrlich machten. Oben erblicken wir eine halbmondförmige Öffnung, darunter eine kreisrunde mit gleichem Durchmesser; es folgen nach unten drei bedeutend kleinere Löcher, welche so angeordnet sind, daß sie die Ecken eines gleichseitigen Dreiecks ausfüllen. So unscheinbar diese Durchlochungen auch sein mögen, so werden wir doch, zumal die Verzierung der Hohen Leuchte in Schledehausen den gleichen klar ausgeprägten Gedanken verrät, anzunehmen haben, daß der Besitzer des Meyerhofes zu Uptrup, nach der Weise seines Stammes Vorgefundenes treu festhaltend, an seinem auf altgeschichtlichem Boden erbauten Kotten mit den denkbar einfachsten Mitteln die Gestirne darstellen wollte. Bedeutungsvoll erscheint hier wie dort die Wiederkehr der heiligen Zahl drei.

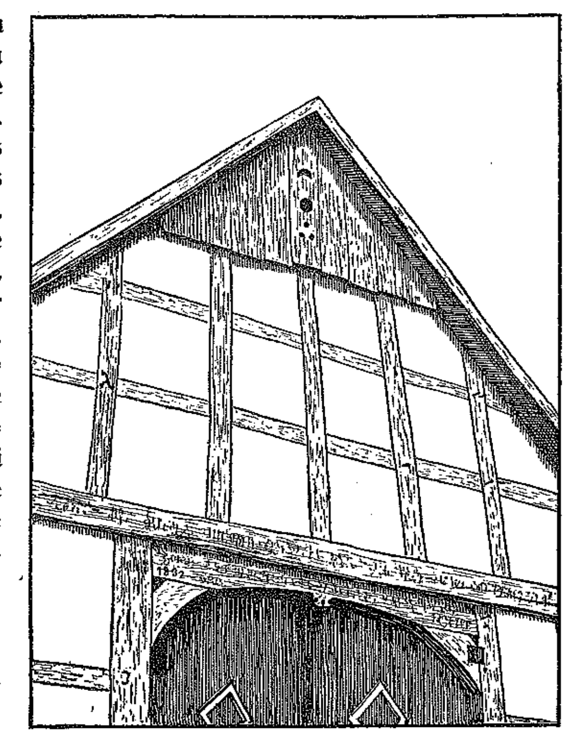


Abb. 8. Die Lüchtenburg in Evinghausen bei Engter (Kr. Bersenbrück).

Erhalten hat sich an dem vorhin erwähnten in Ackerland umgewandelten Rosengarten des Erbkötters Auf dem Berge in Evinghausen, den früher ein breiter Wall umgab, ein Teich, der ursprünglich für den Kult bestimmt sein mochte.

Ein Rosengarten lag auch vor dem Johannistore der Stadt Osnabrück, und zwar westlich von der Iburger Straße; er wird jetzt teilweise vom Johannisfriedhofe eingenommen. Hier befand sich einst ein Begräbnisplatz, wie ein noch im vorigen Jahrhundert dort vorgefundenes Hünengrab und Urnenfunde bezeugten.

Vereinzelt läßt sich die Bezeichnung Rosengarten auch sonst noch als Hof- (1712 Erbkötter Rosengahre in Laer, Kreis Iburg — 1723 Halberbe Rosengarte) und Flurname (Vollerbe Dölken in Westerwiede bei Laer 1712: In Rosengahre Wisch — Markötter Lambers in Hartlage-Lulle, Kreis Bersenbrück, 1721: Im Rosengarten [Wiese]) nachweisen.

Der in der Nähe des Pestruper Gräberfeldes südlich Wildeshausen liegende Rosengarten, der bis zu den Huntemooren reicht, besteht aus einer flachen, runden Kuppe von etwa 4 ha Größe.

Erwähnt sei ferner die einem Anbau zum Opfer gefallene Rosentür in der Südwand der Kirche zu Engter, Kreis Bersenbrück. Sollte dieser Name nicht zurückzuführen sein auf das Rankenwerk des Portales, das vielleicht aus verschlungenen Trieben blühender Rosen bestand?

Genannt wurde schon die Rosenstraße in Schledehausen.

Nimmt man dazu noch die Sage vom Tausendjährigen Rosenstock in Hildesheim und den Rosenkranz der katholischen Kirche, so ist jedenfalls allen älteren Bezeichnungen gemeinsam die Beziehung zum Kult, mag man nun Rosengarten als Roßgarten oder Roßgehege deuten oder einen Begräbnisplatz darin erblicken und damit zusammenhängend den Rosenstrauch als namengebenden Gegenstand betrachten.

Beachtung verdient hierbei das Märchen von Dornröschen, wie in unsern Märchen überhaupt häufiger ein Kern mythologischer Art verborgen steckt.

Auf verschiedenen heiligen Stätten treffen wir heute noch die Opfersteine an, so am Königshügel in Haltern bei Belm. Nach der Volksüberlieferung wurde der mit glatter Fläche auseinander gefallene Stein, mit dem wahrscheinlich die zerstörenden Naturkräfte ihr Spiel trieben, vom Teufel mit einem Brotmesser zerschnitten. Der zu unbedeutender Höhe ansteigende Königshügel befindet sich hart am Rande eines von Moor umgegebenen halbinselartigen Geländes, das nur an der von Natur ungeschützten Seite der Sicherung durch Wall und Graben bedurfte. Die Satanisierung muß hier nicht recht wirksam gewesen sein; denn erst vor 100 Jahren, als bei der Markenteilung die Pflichtigen die auf oder an dem Hügel verzehrten Gefälle ablösten, endete das dort Ende Mai oder Anfang Juni von den Ortsbewohnern gefeierte Fest, an das uns noch jetzt die Flurbezeichnung Freudental erinnert.

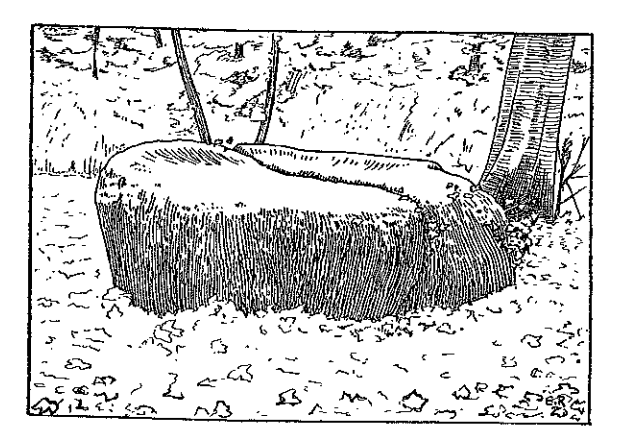


Abb. 9. Opferstein in Hickingen.

Ein anderer Opferstein, den, wie eine Rille mit eingebohrtem Loche unzweideutig dartun, Menschenhand zum Bersten brachte, liegt in einem kleinen Tale des ehemaligen Vollerbenhofes Gelshorn in Hickingen (Voxtrup), Landkreis Osnabrück (Abb. 9). Gelshorn heißt Horn des Gildi. Bestätigt wird diese Deutung durch mehrere spitz auslaufende Landstücke, wovon man das eine bis heute Malbrink nennt, ein Beispiel dafür, daß Opferstätten gleichzeitig Mal- oder Gerichtsstätten waren.

Eine Malbreite erstreckt sich bis an den Hofraum des Meyers zu Belm.

Noch weniger bekannt als der vorige ist der völlig unbeschädigte Opferstein an der Quelle und einem Teiche des Meyerhofes zu Ortbergen in Krevinghausen bei Schledehausen (Tafel 4). Ringsumher gibt es kaum einen Hof, der so machtvoll wie dieser die Erinnerung an eine versunkene Welt wachruft. Eingebettet in eine ausgedehnte Waldlandschaft, die in der Nähe des Wohngebäudes wie felsenreicher Boden des Nordlandes mit granitenen Blöcken förmlich übersät ist, liegt er fernab von dem unruhigen Getriebe, das auf verkehrsreichen Straßen überallhin vordringt. 1240 kommt der Hof urkundlich zum erstenmal vor als domus Odenberch oder Odenberghe = Berg des Odin. Im 18. Jahrhundert taucht dann plötzlich die heutige Namensform Ortbergen auf.

Die folgende Zusammenstellung zeigt den Wechsel der Namensformen:

1240 domus Odenberch oder Odenberghe
1512 De meyger to atbergen
1540 Meiger van Oldendorp
1545 Meiger van Ratbergen
1555 De Meiger vom Obergen
1634 Mejer von Othbergen
1669 Meyer zu Otbergen
1723 Meyer zu Adbergen
1771 Meyer zu Ortbergen
1786 Meyer von Adbergen

Namensformen des Meyers zu Ortbergen in Krevinghausen.

Ebenfalls Odenberg hieß 1268 (curtis in Odenberge) das jetzige Gut Ödingberge in Schwege bei Glandorf, Kreis Iburg (1512 De schulte ton Oldenberge = Berg des Alten).

1268 curtis in Odenberge
1512 De schulte ton Oldenberge
1540 Schulte tho Oldenberge
1601 Schulte thom Odimkberge
1654 Schulte zum Ödingberge
1788 Schulte Oedingberg

Namensformen des Gutes Ödingberge in Schwege bei Glandorf, Kreis Iburg.

Genau so, nämlich Aulnbiäg, nennt der Volksmund diesen früheren Schultenhof heute noch. Es ist das wohl ein Beleg dafür, daß Odin als oberster Gott nebenher die in menschlichen Gemeinschaften gebräuchliche Bezeichnung der Alte führte.

Als der Lange trat er den Menschen nahe an trüben Tagen, wenn der unaufhörlich niederrieselnde Sprühregen vom Winde gepeitscht in grauen, den mannigfach geschwungenen Faltenwurf eines Gewandes vortäuschenden Schwaden über die Lande zog. Ohne sich dessen bewußt zu sein, daß der Göttervater dann in seinem lang herabwallenden Wolkenmantel einherfährt, sagt der altansässige Landmann bei solchem Wetter noch heute: Ett (= es) langwamset oder De Langwammes tütt (tütt = zieht). Für den gleichen Naturvorgang prägte man u. a. in Gemeinden der Kreise Bersenbrück und Wittlage die Redensart: De lange Mann tütt*). Volles Licht fällt damit auf Teudts Vermutung, daß das Wort lang, zumal es sich oft widerspricht, irgendwie mit den Dingplätzen und Kultstätten zusammenhinge. Auf

*) Nach gütiger Mitteilung einer Teilnehmerin der Pfingsttagung in Osnabrück ist der Bevölkerung in der Umgegend von Herford der Teufel unter dem Namen der kurze Mann bekannt.

diese Weise erklärt sich wahrscheinlich auch der Name des Waldteiles Langelau in der Mark Oesterholz.

Auf den heiligen Stätten wurde nicht nur geopfert und Recht gesprochen, sondern man ergötzte sich hier an festlichen Tagen auch, wie die Kinder Israel am Berge Sinai (2. Mos. 32, 6), an kultischen Spielen. Es lag nahe, daß man Örtlichkeiten, auf denen die Lebenslust eines jugendkräftigen Volkes in mannigfaltigen Formen zum Durchbruch kam, davon die Bezeichnung Spellbrink erhielten. Solche Kampfbahnen für heilige Spiele konnte ich bis jetzt mit Sicherheit drei nachweisen. Hinzu kommt der mir nur dem Namen nach bekannte Spöllberg (= Spielberg) in Gölenkamp bei Ülsen, Grafschaft Bentheim. Im Jahre 1840 stieß man hier beim Sandgraben auf ein Goldgefäß, von dem das hiesige Museum eine Nachbildung besitzt. Alle vier ragen wie Halbinseln ins Gelände hinein und waren sicher zugleich wichtige Verteidigungsorte. Am deutlichsten tritt das in Erscheinung auf dem Meyerhofe zu Holte im Landkreise Osnabrück (Tafel 4), wo der fast 1 ha große Spellbrink (plattdeutsch heute Spielbrink, i und e getrennt sprechen) die Spitze einnimmt.

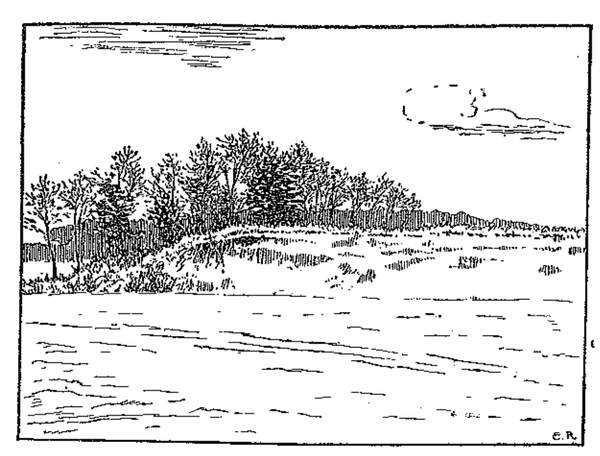


Abb. 10. Spellbrink bei Dreyer in Vehrte.

Während auf dem Spöllberge unfern von der holländischen Grenze eine Quelle das erforderliche Wasser lieferte, gehört zu dieser Kultstätte ein als Odkuhle (= Teich des Odin) bezeichneter Teich (Tafel 5), dessen Name ähnlich entstellt ist wie der des oben erwähnten Hofes Ortbergen.

Den Kultteich besitzt auch noch der Spellbrink zu Gellenbeck bei Hagen, Kreis Iburg, an dem der Meyerhof zum Spellbrinke lag.

Meist abgetragen ist der Spellbrink bei dem Vollerbe Dreyer zu Vehrte im Landkreise Osnabrück (Abb. 10). Bei der Abfuhr von Sand und Kies sind hier mehrfach Urnen gefunden worden. Der Name des ein paar 100 m davon entfernten Vollerbes Iburg — 1350 und auch später noch Nieberg = der neue Berg — läßt vermuten, daß man an der hier sprudelnden Quelle einen neuen Kultberg aufschüttete und den Spellbrink, dem es an Wasser mangelte, verließ. —

Meine sehr geehrten Damen und Herren, aus dem wenigen, mit dem ich Sie in Wort und Bild bekanntmachen durfte, werden Sie ersehen haben, daß im Osnabrücker Lande die Spuren des alten Germanenglaubens, hier vornehmlich auf das Örtliche bezogen, noch immer nicht restlos ausgelöscht sind. Nach der Schreckenszeit der Bekehrung wagte er sich aus seinen Schlupfwinkeln — man denke nur an die durch die Jahrhunderte beibehaltene Opfermahlzeit in Haltern bei Belm — allenthalben wieder stärker an das Licht der Öffentlichkeit.

Zum Schluß bringe ich Bilder, welche die eben ausgesprochene Behauptung erhärten sollen. Sie sind entnommen der romanischen, aber schon den Übergangsstil ankündenden Kirche in Belm, dem freundlichen Dörfchen, das, 8 km von hier gelegen, nach der Sage die Taufstätte des Sachsenhelden Wittekind war. Diese schlichte Dorfkirche besitzt an den Gewölbebogen menschliche und tierische Gestalten

von teils fratzenhaftem Aussehen. Es sind im ganzen sieben; mit dem Lichtbildgerät erreichbar waren nur die vier des Gewölbejoches, das an den Turm stößt. Da sahen wir an den Gurtbogen, einander gegenüberstehend, zwei Tiere, für die Löwe und Fledermaus als Urbilder zu gelten haben. An den Schildbogen erblicken wir den Kopf eines rotbärtigen Mannes und einer Frau. Ist es der Pfarrherr mit seiner Gattin? Sicherlich schon deshalb nicht, weil Papst Gregor VII. im Jahre 1074 für alle Geistlichen das Zölibat eingeführt hatte. Es ist auch in hohem Grade unwahrscheinlich, daß man angesehenen Persönlichkeiten inmitten der das Böse versinnbildlichenden Werke der Bildhauerkunst ein Denkmal setzte. So können die gut ausgebildeten Menschenköpfe nur ein germanisches Götterpaar sein, das die Bauherren an heiliger Stätte bannen oder unschädlich machen wollten (Tafel 5 und 6). Vier Jahrhunderte nach der Christianisierung kannte demnach der Osnabrücker Bauer noch die entthronten Götter seiner Ahnen. Seit langem sind sie der Vergessenheit anheimgefallen. Rascher als je zuvor schreitet die Entwicklung voran. Möchte die an Geschichte und Naturschönheit reiche Osnabrücker Landschaft hierbei nie ein Spielball wesensfremder Mächte werden*).

*) Ein Teil der Bilder wurde aufgenommen und zur Verfügung gestellt von Herrn Konrektor Enke in Osnabrück, dem wir unseren Dank für seine Freundlichkeit aussprechen.

*

Gleich anschließend sprach Lehrer F. Rohlmann, Velpe, über:

Unsere Flurnamen als Wegweiser zu vorgeschichtlichen Kultstätten.

Aus dem Osnabrücker Land möchte ich Sie hinausführen in den Kreis Tecklenburg, der zwar jenseits künstlicher Grenzpfähle im Westfalenlande liegt, aber in seinem Ostteil stets enge Verbindungen mit Osnabrück pflog und heute noch in dieser Stadt seinen geistigen Mittelpunkt sieht. Von Osnabrück ging vor tausend Jahren die Christianisierung aus, und die Kapelle, die drei Stunden westlich errichtet wurde, gab einer Gemeinde den Namen Westercappeln. Tausend Jahre sind über das Tecklenburger Land hinweggegangen; aber die harten Sachsenschädel von damals sind geblieben. Die Menschen sind wie das Land, das schroff seine Felsen emporreckt, aber dann in weichen Linien sich der Landschaft einfügt. Unter rauher Schale schlummert das deutsche Gemüt, und das hat in Sagen und Mären uraltes Volksgut festgehalten. Wir werden einiges davon am Schluß der Tagung an den Slopsteinen hören. Vieles hat das Volk aber auch schon vergessen. Blind und verstümmelt raunt eine Vergangenheit aus alten Flurnamen.

An Flurnamen ist unsere Heimat ja noch so reich. Eine Bauerschaft allein hat katastermäßig tausend aufzuweisen, und wieviel leben nur noch im Munde alter Leute. Sie festzuhalten, ist darum wichtigste Aufgabe der heutigen Flurnamensammlung.

Wie Flurnamen uns Wegweiser sein können zu vorgeschichtlichen Stätten, möchte ich in dieser Stunde kurz an wenigen Beispielen nachweisen.

Unsere Rundfahrt durchs Tecklenburger Land führt uns über Pottsbrüggen nach dem Gofeld. Gleich hinter Pottsbrüggen sind an der Straße noch letzte Hügelgräber zu sehen. Gegenüber im Feld fand man vor Jahren in Mengen Urnen der Bronze- und Eisenzeit. Sollten diese Urnen, diese Pötte nicht Anlaß gegeben haben zu dem Namen Pottsbrüggen? Gofeld heißt das weite

Urnenfriedhofsgebiet, das die Menschen birgt, die uns erzählen könnten aus vorgeschichtlicher Zeit.

Wir kommen durch *Lotte*. Dieser Name besagt nichts; aber die plattdeutsche Form *Luote* weiß uns mehr zu erzählen. „Wi luoht!" rufen die Jungs, wenn sie beim Ballschlagen um die Burg losen. Einer wirft dem andern das Schlagholz zu. Hand faßt über Hand, und wer das Ende behält, hat die Burg. Früher holte man sich das Schlagholz frischweg aus dem Busch, nahm junge Eichenlohen. So wäre das Dorf ehemals die Luohiti, die Lohheide gewesen. Vielleicht geben uns weitere Namen aber noch Auskunft. Da ist nahe beim Dorf der *Spellhoff*. Sammelte sich dort nicht das Volk zum Ballspiel, um am Abend das Ostarafeuer zu entflammen? Dort luohte man um die Burg, freute sich des Frühlings, und nebenan auf dem *Botterbusch* reckten sich am Abend die Feuergarben gen Himmel. Vom kahlen Botterbusch, den in Mengen die Botterblume, der Löwenzahn, schmückte, leuchtete das Feuer weit durchs Tal bis Tecklenburg und Osnabrück. Diese Anhöhe springt ins Brokbachtal vor, ist heute noch Außenfort gegen Westercappeln. Wäre dieser Botterbusch mit dem anschließenden Spellhoff nicht eine Kultstätte gewesen, der Franke Karl hätte nicht in einem Umkreis von 20 Minuten drei *Meyerhöfe* angesetzt, deren Besitzer sich bis in die Jetztzeit wegen der kastenmäßigen Heiraten in blonder, blauäugiger Bevölkerung ihre Rasse bewahrt haben[1]). Dem Botterbusch gegenüber liegt der Meyerhof zu *Lada*, nahe der Tecklenburger Straße, die wir fahren, der zur Ware gewordene Meyerhof zu *Berstenhorst*, und jenseits des Elms der Meyerhof zu *Düte* an einem großen Teich, auf den eine Lichtung, *Fang* genannt, zuführt. Jeder Meyerhof hatte seine Kultstätte zu überwachen: Der Meyer zu Düte den heiligen *Weiher*, der zu Lada den *Botterbusch* und der zu Berstenhorst den Spellhoff und den daneben liegenden heiligen Hain, die Halau. Sie liegt an einer Höhe, springt heute noch als Wald aus der Umgebung heraus und hieß vielleicht Hanlau. Das unbequeme „n" schwand, und so blieb die Halau. Die Urdörfer Handarpe und Hambüren können wir von dem Meyerhofe zu Berstenhorst aus sehen. Sie liegen hoch. Während in Handarpe die Höfe sich so einengen, daß ein öffentlicher Weg über einen Hof führte, sind in Hambüren die Wohnplätze auseinandergezogen, gruppieren sich aber um den *Thieplatz*, an dem der Tiemann heute noch in altsächsischem Strohdachhaus wohnt, das in seiner Art typisch ist und darum heute besichtigt werden soll. Vom Thieplatz aus sieht man weit ringsum ins Land, schaut die Kirchtürme von Mettingen, Westercappeln, und von der *Lauge*, dem höchsten Punkt, überblickt man das ganze Osnabrücker Land vom Gehn, Piesberg, Hüggel bis zur Margaretenegge. Flammte hier ein Feuerzeichen auf, ward es weithin gesehen. Unter der Lauge her führt der *Hiälweg*, ein uralter Helweg (Heerweg), der von Osnabrück über Lotte, Botterbusch, an den Höfen zu Lada hier emporsteigt zum Thieplatz. Am Eingang zum Thieplatz war vor zwanzig Jahren noch ein tiefer Hohlweg, mit Hülsen bestanden, und schreckte gerade unter der Lauge noch die Kinder mit dem *Bengelrüen*, dem Welthund, jenem schwarzen Tier mit tellergroßen Augen, das dort nachts umgehen sollte. Warum gerade dort? Nebenan bezeugten vor sechzig Jahren Urnenfunde, daß unsere Vorfahren dort oberhalb des *Siekens* ihren Toten eine Ruhestätte schufen. Bestehen noch heute geheimnisvolle Zusammenhänge mit jener Vorzeit, wenn das Volk glaubt, daß das Quellwasser im Sieken, diesem sumpfigen Waldtal, augenstärkend, wunderkräftig sei?

Thieplätze treten uns im Tecklenburger Lande öfters entgegen. In Lienen liegt

[1]) In der Bauerschaft Hambüren unter 65 Kindern (3.—8. Schuljahr) 3 braunäugige.

auf dem Thie die Schule, in Lengerich ist an der Stelle der Margaretenbrunnen, der Lengerich in wundersüchtiger Zeit berühmt machte. Griff hier die Kirche aber nicht auf alten Volksglauben zurück? War hier nicht in vorchristlicher Zeit eine heilige Quelle in tiefer Einsamkeit, die durch den Kirchbau zum Mittelpunkt wurde? Das Urdorf lag ja an anderer Stelle, wie der Name *Aldrup* beweist. Das war das alte Dorf. In Lienen haben wir denselben Vorgang. Das Aldrup abseits, und neben dem Tigge auf erhöhtem Standpunkt, festungsartig, die Kirche. Ein gewaltiger Mühlenteich nebenan und im Anschluß daran der Ibbershoff. Gleich am Teich aber liegt die Weme, alter Pfarrbesitz. Der Name Wodegoren ist dort falsch gedeutet worden. Er hat nichts mit Wotan zu tun, hängt zusammen mit Widdum, ist Pfarrbesitz, der gegen ein Wortgeld verpachtet wurde. Anders ist es mit der *Wote* bei dem Hof Tiemann in Höfte. Dieser Wald rauscht heute noch wie in germanischer Zeit; aber das Volk weiß nichts mehr von ihm zu sagen. Anders ist es mit den *Wöiden* in Wechte. Wir werden das Steingrab in Wechte bei Tecklenburg besichtigen und nebenan die Findlinge sehen, die von einem zweiten Grab aus den Woiden nach hier geschafft und eingegliedert sind. Die Wöiden waren also uralte Grabstätten. Dort hetzt ein Bauer, der am ersten Pfingsttag auf die Jagd ging, nach Volksglauben mit zwölf Hunden durch die Luft. Vom *Woidenjäger* spricht man noch im Volke. Er zieht in den Wynächten durch die Luft, und halten die Jäger am letzten Tage des Jahres ihren Jagdtag, nennt man sie wohl scherzend die Woidenjäger. Der Vater rief uns tobenden Kindern wohl mal zu: „Ji Woidenjägers, stille sin!"

Ganz in der Nähe der Woiden liegt ein Hof, der im Speicher (Nebengebäude mit Kornboden und Backofen) ein *Rad* barg. Als man es einmal herunterholte, lag ein schwarzer Hund auf dem Herd, der nicht eher wich, bis das Rad der alten Stelle wieder zugeführt wurde.

Ein anderer Bauer dieser Bauerschaft hatte ein *Steinbeil* als Heiligtum, das gegen Feuersgefahr schützen sollte wie der Hauslauch, den man noch auf manchen Strohdächern findet.

Die Flurnamen *Sonnenbrink* in Lotte und *Donnerberg* in Wersen geben dem, der sich mit vorgeschichtlichen Fragen beschäftigt, mancherlei zu denken. Auf dem Sonnenbrink in Lotte war immer das Osterfeuer des Dorfes Lotte. Und warum errichtete man weiter südlich auf dem *Osterberge* das Kloster der Kreuzbrüder?

Zwischen Westercappeln und Velpe ist ein Besitz *Sonnen* an der *Helle*. Am alten Haus war eine Sonnenuhr. Gab sie Anlaß zu dem Flurnamen, oder lebte darin die Erinnerung fort, daß in der Helle, oberhalb des Hofes Iborg an *Ibes Knap*, Sonnenkult getrieben wurde? Vom *glönigen* (rotglühenden) *Rad* spricht man hier nicht mehr. In Velpe rollt es durch die Brächte, bei Mettingen den Rabkenhügel hinab. Aber hier in Ibes Helle spukt es, und so ist anzunehmen, daß hier ehedem ein Kult getrieben wurde.

Christlich verbrämt und bis zur Unkenntlichkeit umgebogen sind manche unserer Flurnamen. Da ist in Wechte der *Sitterdiek*, der in die Kampfzeit des Germanen- und Christentums zurückführt. Dem alten Kultus noch hingen die Menschen an, die den Christen wintertags die zur Kirche führende Wegleine nach dem Sitterteich ablenkten, daß sich dort alle zuletzt in sternklarer Nacht in den kalten Fluten des Wassers wiederfanden, weil sie glaubten, die Lichter der Kirche zu sehen. War dieser Sitter nicht vormals eine heilige Stätte? Ein Sitter war nach Jellinghaus eine kleines, festes Nebengebäude der Kirche zur Aufbewahrung. War es hier nicht ein Versteck, ein Ort geheimer Zusammenkunft?

Am Weinberge bei Tecklenburg liegen die Teufelsklippen mit der Hexenküche, die als germanische Kultstätte satanisiert wurde. Kleine Vertiefungen werden vom Volke als Fußtritte des Teufels und Spur einer Faust gedeutet. Der Fußabdruck weist zwei zueinandergeneigte Kerbungen auf.

Westlich von Tecklenburg ist in einer Talschlucht der Heidentempel. Geist der Vorzeit umweht uns, wenn wir den Buchenwald durchschreiten. Noch sehen wir die ostwestlich gerichtete Blutrinne, die beidseitig nach Norden umgebogen ist und in dem westlichen Teile eine schalenförmige Vertiefung aufweist. Darüber zeigt die glatte Steilwand zwei rechteckige Vertiefungen, die nach der Überlieferung früher Opferschale und Messer, späterhin Marienbild und Kerze bargen. Hier wurde noch der Wodanschimmel geopfert, als schon weithin die Kirchenglocken erklangen.

Zwischen Brochterbeck und Ibbenbüren liegt das Bocketal. Gewaltige Felsen springen hier aus dem Bergzuge heraus. Vom Kaiserstuhl schauen wir auf die Teufelskanzel, die weit vorragt. Gegenüber ist der Blücherfelsen, der vordem Küenikstouhl hieß. Dort wohnt tief unten im Geisterschloß der Geisterkönig, der die letzte Wodanpriesterin in der Frankenzeit zu sich ins Berginnere nahm. Vater und Mutter, die Brüder wären tot, alle Altäre vernichtet, so hatte er gesagt. Da folgte sie ihm in ihrer Herzensangst, glaubte seiner betörenden Rede. Schließlich erfuhr sie doch die Wahrheit. Über die Berge flüchtete sie dem heimatlichen Hofe zu. Im Sturme folgte ihr der Geisterkönig. Wodan hatte Erbarmen, da sie nicht entrinnen konnte. Er ließ sie erstarren zu Stein. Seitdem steht sie als hockendes Weib inmitten der Dörenther Klippen.

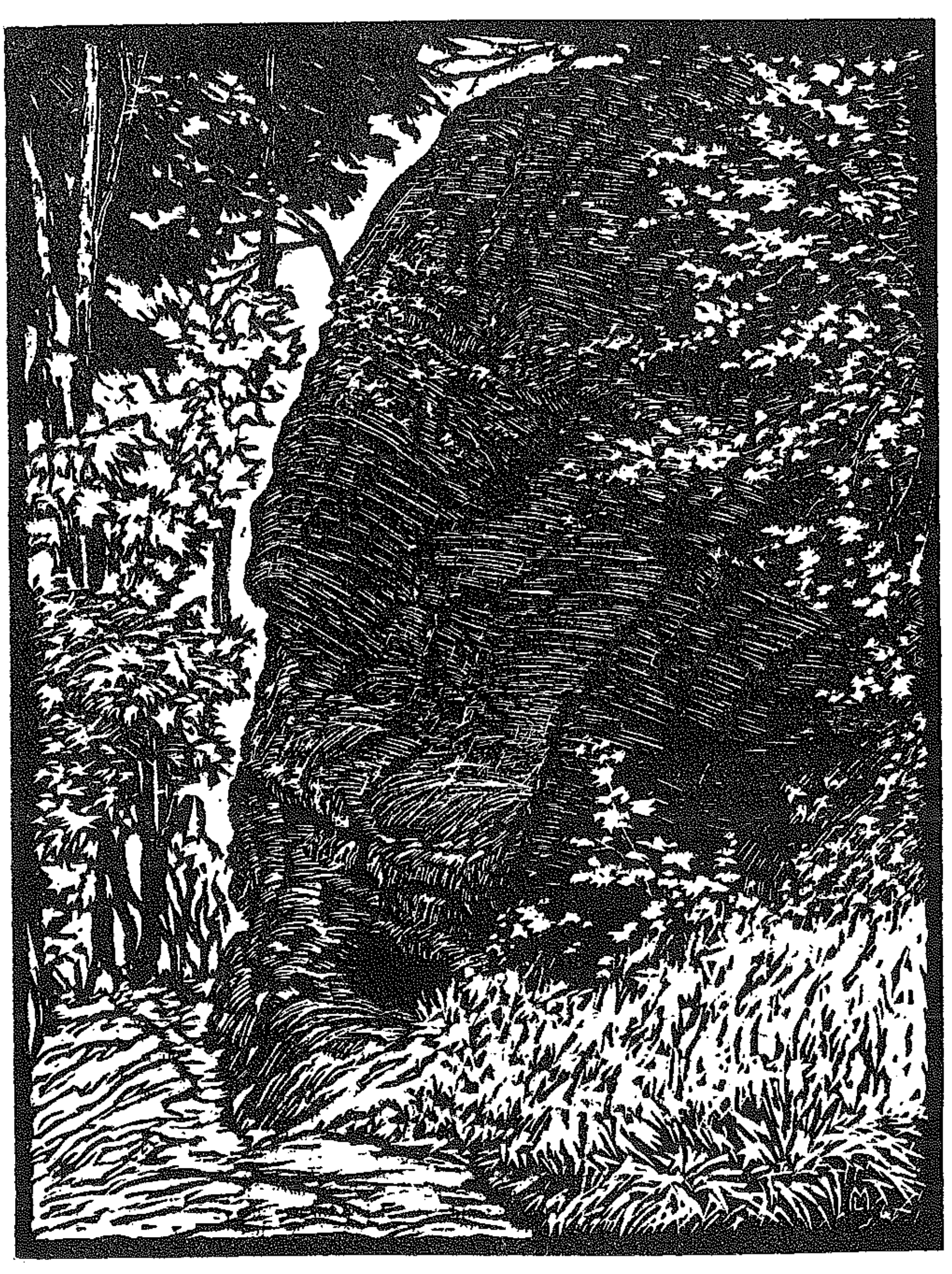
Düwelskerken bei Brochterbeck, ein Steinbruch mit riesiger Felswand, ist auch eine Stätte, die das Christentum verächtlich machte wie die Düvelsliet in Allstedde bei Ibbenbüren. Hier ist das glönige Föllen, das dem Bauernhof Jahr um Jahr einen Hahnenschritt näher kommt, bis es wieder die Diele heraufläuft und dem Besitzer das beste Pferd im Stalle kreuzlahm niedersinken läßt.

Der große Habichtswald bei Leeden, Stätte des vermeintlichen Römerlagers, ist im Volke das Haxel, ein Haxenloh, Hexenwald, den christliche Zeit dazu stempelte. Aus der Frigga wurde die Hexe, der man den wallenden Mantel arg beschnitt, aber Schlüssel und Katze beließ. So wurde sie zur Schreckgestalt, die wie der Schimmel Unglück brachte. Man prägte es der Jugend ein:

„En ault Wiif un en Schimmel
sind en Uewel vör usen Härrgott."

Eine germanische Kultstätte war auch der Herkenstein an der Margaretenegge. Er gewährt wundervollen Blick auf den Habichtswald, läßt den Thieplatz Hambürens schauen. Der Frigga, die auch Frau Herke genannt wurde, war dieser Stein gewidmet. Um dem Kult zu begegnen, erstand nahebei in Leeden ein Zisterzienserinnenkloster, unternahm man alljährlich von Lengerich aus eine Prozession mit der heiligen Margarete nach der Egge, die dadurch ihren Namen erhielt. Der Hof Schulte-Herkendorf ist wohl als Priesterhof alter Zeit bezeichnet worden. In dem Familiennamen Herkenhoff lebt die Erinnerung an die Gottheit der Vorzeit noch im benachbarten Hagen fort.

Frigga wohnt auch im Heiligen Meere, das auf der Grenze zwischen Hopsten und Recke liegt. Zur Wintersonnenwnede steigt sie empor aus den stürmischen Fluten, rast durch die Lüfte und nimmt auf dem Maksfelde (Gemak heißt Ruhe) die Umzüge der Priester entgegen. Über das Heilige Feld schreitet sie dem See (jetzt Naturschutzgebiet) wieder zu, sinkt hinab in die Fluten und nimmt die Seelen der Verstorbenen in Empfang, die ihr von den Sünneküken, den Marienkäfern, gebracht werden.



Die Herkensteine.
Verkleinert nach einem Linolschnitt von L. Mutert.

(Mit freundlichst gewährter Erlaubnis des „Tecklenburger Landboten" [2. Jg., Nr. 122, Lengerich i. W., 28. 5. 1931].)

In Laggenbeck gibt es einen Hünhügel. Dort sind mehrere Steingräberreste festgestellt. In einer Weide sieht man eine gewaltige Trägersteinreihe, die an Länge die Riesensteingräber in Wechte und am Gabelin (Slopsteine) übertrifft.

Die Sage vom goldenen Sarge führt uns auch an Stätten vorzeitlicher Bedeutung. Das Volk erzählt vom Heidenküenik, der dort ruht. Nahe der Grafentafel, in der wir den Hrutansteen vermuten — er begrenzt jetzt noch Hannover und Westfalen — ist eines solchen Heidenküeniks Grab. Professor Jostes hat zwar dort gegraben und nichts gefunden; aber damit ist ja nicht Gegenteiliges bewiesen. Südlich von Lienen ist ein Hof Dothage. Der Name weist schon auf eine Begräbnisstätte hin. Auch dort soll ein goldener Sarg sich befinden. Man weiß ihn auch auf dem Jöhl in Steinbeck bei Recke unter gewaltigen Hünensteinen. Unter den Slopsteinen endlich zwischen Westercappeln und Wersen — wir werden das herrliche Steingrab heute zum Abschluß unserer Tagesrundfahrt schauen — ruht in goldenem Sarge Held Wittekind. Das Gelände zwischen Rotem Berg und Gabelin ist ja ein weiter Friedhof, der Menschen der Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit birgt. Der Name Gabelin hat sich mancherlei Deutung gefallen lassen müssen. Man leitete ihn ab von den Ghibbelinen, die hier 1180 den Welfen eine Schlacht im Halerfelde lieferten. Andere weisen hin auf eine wendische Kult- und Gräberstätte, die den Namen Govelin führt. In Lingen spricht man vom wunderschönen Kabeling. Vielleicht lebt im Namen Gabelin der Name eines Helden fort, der hier einst begraben wurde.

Zwischen Lengerich und Lienen finden wir den Flurnamen de iserne Biabaum. Die Grenzmark hier war alte Kult- und Gerichtsstätte. Über einen vermeintlichen Brandstifter wurde hier das Todesurteil gesprochen. Der Richter steckte mit dem Schwert einen Lindenzweig mit dem Kopfende in die Erde und sagte: „So gewiß dieser Zweig nicht anwächst, so gewiß ist hier eine Untat gesühnt." Was geschah? Der Lindenbaum grünte und wuchs und ward zum Betbaum. Der schöne Kult der Baumverehrung ist von den Germanen ins Christentum übernommen. Unter den Riesenbäumen fühlten sich unsere Vorfahren ihrer Gottheit besonders eng verbunden. Darum errichtete die Kirche Bildstöcke und Kreuze unter Hainbuchen, Linden und Eichen, um heiligstes Volksempfinden christlich umzudeuten. Ein stimmungsvolles Naturdenkmal dieser Art möge als letztes Bild hier vorgeführt werden. Im Feld zu Uffeln steht unter weithin sichtbarer Eiche der Bildstock. Durch Jahrtausende hindurch hat diese Stätte ihre besondere Bedeutung gewahrt.

Es sind nur wenige Beispiele, die ich aus der Fülle heimatlicher Flurnamen herausgriff. Aber sie lassen schon eine Vergangenheit aufleuchten, von der unser Volk leider nur so wenig weiß. Ein Volk stirbt, wenn es seiner Herkunft, seiner völkischen Vergangenheit nicht mehr bewußt ist. Der Druck wirtschaftlicher Not bedarf eines Gegenstoßes, und der muß kommen aus dem Urgrund der Volkheit. Auf der gemeinsamen Plattform heimatbewußten Deutschtums müssen wir uns jenseits parteipolitischer, wirtschaftlicher und religiöser Engstirnigkeit zusammenfinden zu dem Bekenntnis, daß wir als Deutsche mit allen Fasern unseres Herzens dem Deutschtum und damit dem Vaterlande dienen wollen.

*

Die beiden Vorträge hatten mehr Zeit in Anspruch genommen, als für sie im Rahmen der Tagung vorgesehen war. Aber niemand bedauerte es; das bezeugte der reiche Beifall.

Kurz vor 11 Uhr begann die Rundfahrt, an der sich etwa 150 Personen beteiligten. Durch die Vorträge war sie gut vorbereitet, mußte aber leider wegen der

verspäteten Abfahrt etwas gekürzt werden. Sie ging durch Lotte an der Halau, führte am Spellhofe vorbei und gewährte kurze vor dem Hofe Meyer zu Berstenhorst einen prächtigen Rundblick auf die Höfe Ladas und Hambürens. Da in dem Vortrage schon auf die Bedeutung der hier nahe gerückten Meyerhöfe zu Düte, Lada und Berstenhorst verwiesen war, konnte nun jeder an Ort und Stelle Lage und Bedeutung nachprüfen. Weiter führte der Weg auf Rehorst zu, dann durch den Habichtswald und erlaubte vor Leeden einen Blick auf Margaretenegge und Herkenstein. Bei langsamer Fahrt konnte jeder das Idyll des Stiftes Leeden voll auf sich wirken lassen. Der Hof Schulte-Herkendorf erinnerte noch an den Herkenkult. Kurz vor dem letzten Anstieg zum Galgenknap schauten alle zurück auf das Osnabrücker Hügelland, das gerade da sich ausnehmend mannigfaltig darbietet. An den parkähnlichen Hängen des Berges glitten die Wagen hinab in das vergangenheitsreiche Margaretenlengerich, dessen Brunnen noch erzählt von alter Thie- und Kultstätte. In praller Mittagssonne lagen die Reste des Riesensteingrabes in Wechte, vielleicht hundert Schritte weiter ein Hof zum Hochzeitsfest geschmückt — Brauch der Urzeit und der Gegenwart nebeneinander.

Nach dem Tagungsplan war vorgesehen, daß Museumsidrektor Dr. Gummel sein Referat am Steingrabe selbst halten sollte. Der Mittagsglut halber beschränkte er sich darauf, auf die wichtigsten Einzelheiten an Ort und Stelle hinzuweisen; das Weitere wurde auf Tecklenburg verschoben. Es ist erfreulich zu sehen, daß die Reste des Steingrabes fürsorglich von der Provinz betreut werden. Eine Tafel, wetterfest unter Glas angebracht, vermittelt jedem die wichtigsten Auskünfte über derartige Bauten. Die unmittelbare Umgebung könnte schöner gestaltet werden. F. Rohlmann schlägt vor, eine lebende Hecke aus Eiben zu ziehen; da ständen die Totenbäume, Zeugen uralten Seelenglaubens, an rechter Stelle: Yr al bihabet. —

Nach der Mittagsrast in Tecklenburg sprach Museumsdirektor Dr. Gummel, Osnabrück, über:

Riesensteingräber in Niedersachsen.

Der Vortragende[1]) führte zunächst aus, daß gegenwärtig sich die Wissenschaft für diese Eindeutschung des Wortes Magalithgräber[2]) entschieden hat. Der Name erinnert an die Zeit, als man die Gräber für Werke der Riesen hielt; auch die volkstümliche Bezeichnung Hünengrab besagt dasselbe[3]).

[1]) Wir müssen uns in diesem Falle auf einen Bericht beschränken. — Dr. Gummel hat für das „Reallexikon der Vorgeschichte" den Beitrag „Megalith-Grab. C. Nordwestdeutschland" geschrieben (Bd. VIII [1927], S. 95—104, mit Angabe der Literatur über die Einzelgebiete). Er verwies noch besonders auf die Arbeit „Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands" von Dr. E. Sprockhoff (Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 4 [1930], S. 1—55).

[2]) griechisch megas = groß, lithos = Stein.

[3]) Die Korte Beschryvinge van eenige vergetene en verborgene Antiquiteten usw. von Johan Picardt (Amsterdam 1660) zeigt auf einigen Kupfern solche „Hünen". Eine Abbildung schildert den Bau eines Hünengrabes. Auf rohen Tragen oder auf dem Rücken bringen die „wilden Männer" die gewaltigen Blöcke. Bekleidet sind die Hünen mit ärmellosen Fellröcken, oder sie tragen ein Tierfell um den Hals geknüpft. Ungeheure Keulen dienen ihnen als Waffe und Hebebaum. Die gewöhnlichen Menschen, die wohl des Maßstabes wegen mit auf das Bild gebracht sind, reichen den Hünen etwa bis an die Knie.

Zum Worte selbst geben wir noch die Ausführungen von Dr. F. Khull (Deutsches Namenbüchlein, 1921, S. 44): „Hun, neuhochd. Hüne, ein sehr altes Hauptwort, das bei vielen altgermanischen Namenbildungen verwendet worden ist. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist aber noch keineswegs klar. Kluge hält Hun für den frühzeitig verschwundenen Namen eines Volksstammes, weil die ältere Edda Siegfried den hunischen nennt und in

Ebensowenig wie über die Herkunft war man sich über den Zweck der Bauten klar: lange Zeit hielt man sie für Altäre oder Opfertische. Der Grabcharakter wurde nicht erkannt, und zwar hauptsächlich deswegen nicht, weil der deckende Erdhügel verschwunden war.

Damit berühren wir eine neue Frage, deren Beantwortung jahrelang strittig gewesen: waren die Riesensteingräber von einem Erdhügel bedeckt oder nicht? Die frühere Auffassung, diese Steinbauten seien Altäre gewesen, konnte nur unter der Voraussetzung vertreten werden, daß sie von vornherein freistehend errichtet worden waren. Mit allem Nachdruck trat zunächst Schuchhardt für den Hügel ein (1905 Untersuchung der Hünenbetten bei Bliedersdorf—Grundoldendorf, Kreis Stade); Müller-Brauel berichtete 1910 über 55 Denkmäler des Kreises Geestemünde, daß sie noch bis vor wenigen Jahrzehnten in einem deckenden Erdhügel gelegen und daß sie bis auf eins nachweislich erst durch die Umwohner freigegraben worden waren. Wir müssen uns also von dem Bilde trennen, das uns durch eigene Anschauung, Lichtbild und künstlerische Darstellung[4]) vertraut: ursprünglich haben die Blöcke nicht frei gestanden.

Für eine Grabanlage ist ein Hügel etwas durchaus Verständliches. Ohne ihn hätten die Lücken zwischen den Wandsteinen allerhand Tieren bequemen Zugang zu den Leichen geboten. Bei der Form der verwandten Steine ließ es sich allerdings nicht vermeiden, daß auch dann Spalten und Öffnungen blieben, wenn die Steine auf „Tuchfühlung" gestellt wurden. Der aufgeschüttete Sand des Hügels wäre also in die Kammer gerieselt. Man half ab durch Trockenmauerwerk, das vielleicht gelegentlich auch noch mit Lehm gedichtet wurde. Die Grabkammer von Flögeln, Kr. Lehe, zeigt noch heute ein hervorragend erhaltenes Trockenmauerwerk[5]).

Es wird heute nicht mehr bestritten, daß die gewaltigen Bauten Gräber sind. Sie enthalten allerdings nicht einzelne, sondern zahlreiche Bestattungen. Es sind die Totenhäuser ganzer Sippen. Man schätzt z. B., daß in dem Grabe zu Wechte 150 Tote bestattet worden sind; es sind Gräber bekannt, die nachweislich 100 Bestattungen bargen.

Die Leichen wurden unverbrannt in der Kammer beigesetzt (Körperbestattung), wahrscheinlich in gestreckter Lage. Wurde die Kammer von neuem benutzt, so schob man die vorhandenen Skeletteile beiseite. (Dies Verfahren ließ sich durch die Untersuchung eines der Sieben Steinhäuser einwandfrei nachweisen[6]).) Dabei zerfielen auch die Tongefäße, die den Toten mitgegeben waren (es handelt sich nicht um Urnen, sondern um Beigefäße für Speise und Trank), darum die zahlreichen Scherben in der Kammer. Aus einem Grabe in der Bauerschaft Wulften bei Schledehausen (Landkreis Osnabrück) gelang es Dr. Gummel, zwei heile Gefäße zu bergen. Da handelt es sich wohl um die letzte Bestattung.

Die Frage, wie konnten überhaupt Beisetzungen in die Kammern gebracht werden, führt zur Überlegung, wie aus den nordischen Irrblöcken die Gräber errichtet wurden. Mit anderen Worten, über welche technischen Kenntnisse verfügten die Erbauer?

In Dänemark zeigte schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts König Friedrich VII. (1848—63) Interesse an Versuchen, mit einfachsten Mitteln — denn die Steingrableute kannten keine Metallwerkzeuge! — solche Blöcke zu heben und zu richten[7]). Da mußten zunächst die Findlinge von der natürlichen Lagerstätte zur Baustelle gebracht werden. Eine Beobachtung, die Dr. Jacob-Friesen während des Krieges in Kurland gemacht, zeigt, daß die Aufgabe leichter ist, als sie auf den ersten Blick erscheint[8]). Schwere Geschütze mußten 70 km durch Sumpf und Dünensand herangebracht werden. Im Herbst, auf *weichem* Boden brauchte eine Dampflokomobile mit einem Geschützwagen für ein Rohr *vier* Wochen, um die Entfernung zu bewältigen. Im Winter, auf *fester* Schlittenbahn zogen Pferde ein Rohr auf einer Schleife in *drei* Tagen an Ort! „Die Beobachtung, daß man zur Bewältigung schwerer Lasten vor allen Dingen einen festen Untergrund haben mußte und einen solchen bei uns im Winter jederzeit haben konnte, haben die Steinzeitleute sicherlich auch sehr bald gemacht. Sie werden sich also eine feste Transportstrecke aus Schnee und Eis hergestellt und die Blöcke entweder auf Walzen oder auf einer Schleife bewegt haben. Nun kam das Aufrichten der Wandsteine und das Darüberlegen der Deckplatten. Die Wandsteine richtete man wahrscheinlich so auf, daß man sie zur Hälfte untergrub, dann kippte und in der Grube senkrecht stellte. Auch dies ist mit den einfachsten Mitteln möglich." Blieben schließlich noch die Decksteine. Der schon erwähnte Hügel, dessen Sand man durch Überschütten von Wasser bei Kälte leicht zu festigen vermochte, konnte als schiefe Ebene dienen, auf der die Blöcke auf Rollen (Baumstämme lassen sich mit einem Steinbeil ohne weiteres zuhauen) heraufgedrückt wurden. Aber auch andere einfache Möglichkeiten sind gegeben.

Aber immerhin, wenn auch technisch die Aufgabe nicht so schwierig war, eine ungeheure Arbeitskraft war trotzdem nötig: wiegt doch ein Deckstein oft über 300 Zentner! Der Fortschritt der Arbeit hing von der Witterung ab, und Wochen und Monate waren nötig, das Totenhaus zu vollenden. All das aber setzt voraus: Zusammenschluß, Ordnung, *Seßhaftigkeit*. Nicht Nomaden können die Erbauer gewesen sein, wie man sich bei uns die Germanen noch zur Römerzeit gedacht hat und hie und da noch heute vielleicht denkt[9]).

Norddeutschland sich viele mit Hun zusammengesetzte Ortsnamen nachweisen lassen. Im Altnord. heißt übrigens hûnn der Bär; dies Wort mußte im Urgermanischen hûnaz lauten und entstammt einer Wurzel, die . . . die Bedeutung von ‚Kraft', ‚Stärke', ‚Kühnheit' hatte. Im Keltischen entspricht dem germ. hûn- genau Kuno- in Namen wie Kunomar (altbrit. Cunomori), das für das Altkelt. Kunos ergibt und ‚hoch' bedeutet. In späterer Zeit ist nachweislich der Name des bekannten Volkes der Hunnen mit dem alten hûn verwechselt worden. Vgl. auch Grimm, Mythol. 491; Grammat. 2, 462; Simrock, Mythol. 391; Zeitschr. f. deutsches Altert. 13, 576 u. 18, 50; Schade, Altd. Wörterb. 4, 430; Golther, Mythol. 161 f. und besonders Much, German. Himmelsgott 21 ff.; Schönfeld, Wörterbuch der altgerm. Pers.-Namen 143." Schriftleitung.

[4]) Als *malerischen* Vorwurf hat wohl zuerst Caspar David *Friedrich* (1774 bis 1840), das Haupt der romantischen Landschafterschule, das Hünengrab verwandt. Der Romantik verdankt die Vorgeschichte ja überhaupt außerordentlich viel Anregung. — Wir möchten die Gelegenheit benutzen, darauf hinzuweisen, daß der Schriftleitung ältere bildliche Darstellungen aus der Vorgeschichte (etwa bis 1850) stets erwünscht sind. Schriftleitung.

[5]) Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte Nr. 4 (1930), Tafel I.

[6]) Führer zu urgeschichtlichen Fundstätten Niedersachsens. Nr. 1: Die „Sieben Steinhäuser" im Kreise Fallingbostel. Von Dr. K. H. Jacob-Friesen, Hannover 1925. 24 Seiten, 13 Abbildungen.

[7]) Dr. Gummel betonte bei dieser Gelegenheit ausdrücklich, wie groß — im Gegensatz zu Deutschland — in den skandinavischen Ländern und in Dänemark ganz allgemein und von jeher die Teilnahme für die Urgeschichte gewesen und noch sei!

[8]) „Sieben Steinhäuser", S. 20/21.

[9]) Spengler sieht in seiner neuesten Schrift „Der Mensch und die Technik" (München 1931, S. 37 ff.) das „*seelisch* Umwälzende", das die Ältere und Jüngere Steinzeit trennt, in dem „planmäßigen *Tun zu mehreren*". „Bis dahin lebt jeder Mensch sein eigenes Leben, stellt selbst seine Waffe her, führt allein seine Taktik im täglichen Kampfe durch. Keiner braucht den anderen. *Das* ändert sich plötzlich. Diese neuen Vorfahren dehnen sich über lange Zeiträume, unter Umständen über Jahre aus." Nach dem Hinweis auf den Bergbau, auf Feuerstein, auf die Schiffahrt (z. B. Bretagne — Irland) und auf die

Die Riesensteingräber liegen zeitlich aber wesentlich früher! Allerdings neigt die neueste Forschung dazu, ihr Alter herabzusetzen. Während man früher sie teilweise bis auf 5000 v. Chr. datierte, setzen einige Forscher sie nunmehr ganz an das Ende der jüngeren Steinzeit, gehen in der zeitlichen Einordnung bis auf etwa 1500 v. Chr. herunter.

Daß man vordem mit höheren Zahlen rechnete, ist daraus zu erklären: man hatte die nordischen Verhältnisse — die Urgeschichtsforschung in den nordischen Ländern war, wie gesagt, der deutschen lange Zeit voraus — einfach auf Norddeutschland übertragen. In den nordischen Ländern hat man nun die verschiedenen Formen für verschieden alt und auseinander hervorgehend erklärt, und um für die Entwicklung den nötigen Spielraum zu haben, die Zeitspanne ziemlich ausgeweitet[10]).

Der Norden unterscheidet nun folgende Formen:

Dolmen = kleine Grabkammern, die gewöhnlich nur aus vier Wandsteinen und einem Deckstein bestehen[11]).

Ganggräber = große Steinkammern mit mehreren Decksteinen und einem langen, steinabgestützten Gang, der in die Mitte einer der langen Wände führt.

Steinkisten = aus Steinplatten, mit mehreren Decksteinen, aber ohne Eingang.

Die Steinkisten, die jüngste Form, kommen aus verschiedenen Gründen für Nordwestdeutschlands Megalithkultur nicht in Frage; wichtig sind sie für Braunschweig und die Provinz Sachsen. Die Dolmen, die in Skandinavien wenig älter sind als die Ganggräber, scheiden ebenfalls für uns aus (westlich der Weser fehlend, östlich umstritten).

Bleiben also nur die Ganggräber, und wenn auch sicher eine Verwandtschaft besteht, so muß eigentlich mehr auf die Unterschiede als auf die Gemeinsamkeiten hingewiesen werden. Insbesondere haben die skandinavischen Gräber einen langen Gang, bei den nordwestdeutschen ist er nur kurz oder er fehlt. Es ist allerdings ins Auge zu fassen, daß da, wo er fehlt, früher irgendeine hölzerne Zimmerung vorhanden gewesen sein wird.

Als Besonderheit ist noch die Einfassung des Grabbaues durch eine Steinsetzung zu erwähnen. Wo sie heute fehlt, können die Steine entfernt sein oder es kann

---

Megalithbauten fährt er fort: „Macht man sich klar, was zu solchen Unternehmungen nötig ist an Nachdenken, Beratung, Aufsicht, Befehlen, an monate- und jahrelanger Vorbereitung zur Gewinnung und zum Heranbringen des Materials, zur zeitlichen und räumlichen Verteilung der Aufgaben, dem Entwerfen des Planes, zur Übernahme und Leitung der Ausführung?" Schriftleitung.

[10]) Bei dem Zeitansatz mag auch die Überlegung mitgesprochen haben, daß solche gewaltigen Bauten jahrtausendelang als Erbgrüfte gedient haben. Dr. C. Engel (Riesensteingräber, Kosmos 1929, S. 390) errechnet für die Riesenstube im Heidenberg bei Schortewitz (Anhalt), daß sie nur 3—4 Generationen lang, also 1—2 Jahrhunderte, als Erbgruft gedient habe. E. möchte diese Benutzungsdauer auf alle mitteldeutschen Riesensteingräber übertragen. — Im übrigen muß aber betont werden, daß die Verhältnisse in Mitteldeutschland und Nordwestdeutschland verschieden liegen. Schriftleitung.

[11]) Dolmen ist ein keltisches Wort und bedeutet Steintisch. Mit diesem Namen bezeichnet die heutige keltische Bevölkerung in der Bretagne die Steinkammern, die sich dort infolge günstiger örtlicher Verhältnisse noch zahlreich finden. In den Zeiten der Keltomanie sah man die Kelten als Erbauer der „Altäre" an, und so wurde der keltische Ausdruck übernommen und ist bis heute geblieben.

eine hölzerne Umfassung (Bohlwerk) vorhanden gewesen sein. Als Hünenbett wird eine Grabanlage bezeichnet, bei der eine oder mehrere Kammern eine rechteckige Umzäumung aus aufrechtstehenden Steinen haben.

Diese Steine haben die Eigentümlichkeit, daß sie mit einer ebenen Seite nach außen stehen, mit der gewölbten nach innen. Früher nahm man an, daß sie künstlich zugerichtet; in den meisten Fällen liegt aber natürlicher Gletscherschliff vor. Auch eine andere frühere Ansicht trifft nicht zu, daß die Steine einen heiligen Bezirk oder dgl. abgrenzen sollten: vielmehr hat Schuchhardt bei den erwähnten Gräbern von Bliedersdorf nachgewiesen (und das ist später weiter bekräftigt), daß diese Steine nach außen hin den Hügel abgestützt haben. Vom Hügel aus gesehen waren seinem Inneren die Umfassungssteine und die Kammersteine mit ihrer unebenen, mehr oder weniger gewölbten Seite zugewandt. Vom Hügel aus wird auch die Bedeutung der Gangsteine klar: sie dienten dazu, die Sandmassen nach den Seiten hin abzustützen, um den Zugang freizuhalten. In ihrer ursprünglichen Form müssen wir uns die Gräber also vorstellen wie eine riesige Trommel oder wie einen steilwandigen Damm.

Es handelt sich also darum, Ganggräber und Hünenbetten zu datieren. Das ermöglichen uns die Grabfunde. Von den Tongefäßen und den Skeletten ist schon gesprochen. Waffen fehlen; als Werkzeuge sind meist kleine Feuersteinbeile und -messer beigegeben. Daneben finden sich aber auch Metallsachen. Sie sind wichtig für die zeitliche Einordnung. Es handelt sich nicht um Geräte, sondern um Schmucksachen aus Kupfer. Dies Metall läßt sich ja bekanntlich schon in kaltem Zustande zu allerhand Formen schmieden (vgl. die Arbeiten, die von den Soldaten während des Krieges aus Granatringen hergestellt wurden). Solche Kupfersachen haben sich nicht nur in den oberen Lagen der Kammern gefunden, wo man sie für Nachbestattungen halten könnte, sondern auch tiefer. Durch diese Funde wird die oben erwähnte neue zeitliche Einordnung der Riesensteingräber gestützt: sie sind an das Ende der Jüngeren Steinzeit zu setzen[12]).

Über die Ortung der niedersächsischen Gräber läßt sich Sicheres aussagen, und zwar dank der Arbeit der Provinzialstelle für Urgeschichte in Hannover. Eine einheitliche Ortung liegt nicht vor. Es ist jede Himmelsrichtung vertreten. Es überwiegt allerdings eine ungefähre Ost-Westrichtung, die Nord-Südlage tritt ganz offensichtlich zurück. Ist ein Gang vorhanden, so ist er an der südlichen Langseite angebracht.

Die Arbeit der Provinzialstelle hat allerdings noch etwas anderes deutlich gemacht: wie unendlich viel Gräber im Laufe der Zeit zerstört worden sind. Wenn man hört, es sind in Niedersachsen noch über 300 vorhanden, so scheint das sehr erheblich zu sein; aber wie klein wird die Zahl, wenn man bedenkt, daß allein im Kreise Ülzen 1846 noch 216 Riesensteingräber vorhanden, obwohl schon zu Anfang des 19. Jahrhunders gesprengte Blöcke begehrtes Straßenbaumaterial waren, und daß 1914 davon 205 zerstört, also nur noch 14 erhalten waren. —

Die wichtigste Frage, die für uns mit den Erbgrüften verknüpft ist, können wir nur streifen: welches Volk hat sie erbaut, wer ist in ihnen bestattet?

In früherer Zeit hielt man die „Hünen" ohne weiteres für Germanen, bis dann von den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts an die Keltomanie zu herrschen beginnt. Eine erfreuliche Ausnahme bildet der hannoversche Forstrat Wächter,

---

[12]) Wer sich näher über diese Fragen unterrichten will, sei auf den Abschnitt S. 32—42 der Arbeit von Sprockhoff verwiesen. Schriftleitung.

der im Anhang seiner „Statistik[13])“ betont, daß die Gräber nur von den alten Germanen errichtet sein könnten.

Daß das Gebiet der norddeutschen und skandinavischen Megalithgräber von der Bronzezeit an den Germanen zuzusprechen sei, diese Ansicht hat sich seit den achtziger Jahren immer mehr durchgesetzt. Aber wie war es in der Jüngeren Steinzeit? Da es sich um eine Zeit und um ein Land handelt, die beide anscheinend am klarsten und geschlossensten im steinzeitlichen Deutschland sich zeigen, ist die Frage doch eigentlich überflüssig? Sie wäre es, wenn diese Geschlossenheit wirklich vorhanden.

Man kennt seit einiger Zeit aus dem Gebiet der Riesensteingräber eine andere Art Gräber, bis dahin übersehen. Übersehen, weil sie den Steinbauten gegenüber unscheinbar sind: Einzelgräber unter Erdhügeln. Runde, flach ansteigende Hügel von 10 Meter Durchmesser und knapp 1 Meter Höhe entziehen sich allerdings, namentlich in hoher Heide, leicht der Aufmerksamkeit. Es hat sich nun nachweisen lassen, daß diese Hügel etwa gleichzeitig oder noch ein wenig jünger sind als die Riesensteingräber. Ihr Inhalt ist von dem der Kammern durchaus und sicher zu unterscheiden: Die Hügel bergen nur einen Toten, der in Hockerlage beigesetzt ist. Leichenbrand ist nachweisbar, im Gegensatz zur Körperbestattung in den Kammern. Tongefäße haben besondere Becherform („geschweifte Becher“), in Form und Ornamentik verwandt mit der mitteldeutschen Schnurkeramik. In den Männergräbern sind Waffen auffallend: schöne Streitäxte aus Felsgestein, schöne Dolche und Lanzenspitzen aus Feuerstein. In den Frauengräbern reiche Bernsteinketten.

Ein Nebeneinander derart verschiedener Grabbauten, Beigaben und Bestattung zu fast gleicher Zeit ist nur zu erklären, wenn man diese Verschiedenheit zwei Völkern zuweist. Es scheint, daß man durch Bodenfunde nachweisen kann, diese Einzelgrableute stammen aus Thüringen und haben von da ihren Weg bis nach Skandinavien genommen. Die Schädelfunde stimmen mit dieser Annahme, die vor allem von Schuchardt vertreten wird[14]), durchaus überein. Wir wissen seit den Untersuchungen von Hauschild, Paudler u. a., daß die blonden langschädeligen Norddeutschen zwei Rassen angehören: der dalischen (vom Cro Magnon-Typ, auch fälisch genannt) und der nordischen. Die Maße der nordischen Rasse stimmen aufs beste mit denen der Thüringer Schnurkeramiker: nirgendwo im jungsteinzeitlichen Europa gibt es so reine und so ausgeprägte Langschädel wie in der schnurkeramischen Bevölkerung Thüringens.

Da es sich nun auch erweisen läßt, daß die Grabformen und die Bestattungsbräuche der älteren Bronzezeit im Norden sich aus denen der Einzelgrableute entwickeln, so wird die These verständlich: in das Gebiet der Steingrableute sind die Streitaxtleute aus Thüringen eingewandert, haben ihnen das gebracht, was man „indogermanisch“ zu nennen pflegt. Diese Thüringer sind das „indogermanische Urvolk“, das zunächst nur von der Sprachwissenschaft konstruiert worden war[15]).

---

[13]) Statistik der im Königreich Hannover vorhandenen heidn. Denkmäler, Hannover 1841.

[14]) Z. B. Vortrag in der Preuß. Akad. d. Wissenschaften vom 16. 2. 1928 (Bericht im Nachrichtenblatt „Forschungen und Fortschritte“, 4. Jg., Nr. 9).
Schriftleitung.

[15]) Ziemlich weit ausgreifend wird das „Germanenproblem“ auch behandelt von Dr. Gust. Schwantes, Hamburg, in der Zeitschrift „Volk und Rasse“, 1. Jg. (1926), S. 69 bis 84, 153—170: „Die Germanen.“ — Es dürfte sich verlohnen, die Entwicklung dieser Frage auch in „Germanien“ einmal genauer darzustellen.
Schriftleitung.

Nach kurzen Bemerkungen zu den bisherigen Darbietungen erörterte Direktor Teudt, Detmold, einige grundsätzlichen Gedanken zur Frage:

Wie steht's um die Germanenkunde der Freunde germanischer Vorgeschichte?

Als er vor mehreren Jahren zuerst in Aufsätzen seine Beobachtungen veröffentlicht habe und dann schließlich geradezu gezwungen gewesen sei, sein Buch zu schreiben, habe er nicht ahnen können, daß daraus etwas entstanden sei, was manche eine Bewegung nennen . . . Eine Bewegung muß haltbar gegründet sein, muß einen Personenkreis und einen Gedankenkreis haben.

Der Personenkreis ist vorhanden, das zeigt ein Tag wie der heutige ohne weiteres; und es sind nicht nur Personen, sondern auch Persönlichkeiten genug da. Besonders zu begrüßen ist es, daß die Fachwissenschaft sich schon freundlicher zeigt, wenn es auch schmerzlich ist, daß eine Entfremdung geblieben ist zwischen uns und gerade dem Mann, dem die deutsche Vorgeschichte soviel Anregung und Förderung verdankt, Professor Kossinna.

Der Gedankenkreis einer Bewegung ist nicht zu trennen von der Zielsetzung. Unser Ziel ist: die germanische Vergangenheit aufzudecken zur Freude und zur Kräftigung unseres Volkes. Das soll geschehen im Dienste der Wahrheit, Freiheit und Duldsamkeit. — Unsere Archäologie hat in außerordentlich fleißiger Arbeit die letzten Jahrzehnte hindurch ein so reiches Material breitgestellt, daß wir darangehen müssen, es nun auch zu deuten und zu werten. So ist das Ziel also groß und bedeutend genug. Gemeinsam als Grundlage sind uns gewisse Überzeugungen: die Wichtigkeit der Vererbungslehre, die häufig anzutreffende Minderwertigkeit der Überlieferung, die Notwendigkeit, die Schlußfolgerungen aus der Archäologie und Germanistik zu ziehen.

Ungezählte Mosaiksteine konnte ich von überall her zusammenholen, und so ist unversehens auf den dreihundert Seiten meines Buches ein anschauliches neues Bild von der germanischen Vergangenheit geworden, welches vielen Freude gebracht hat.

Und nun habe ich (auswahlsweise) eine Anzahl von wichtigen Hauptsätzen zusammengestellt, um zu zeigen, wie grundfest, wissenschaftlich haltbar und einleuchtend sich unsere neue Germanenkunde aufbaut.

1. Es ist mitteleuropäisches Blut, es sind also unsere Vorfahren gewesen, die im 3. Jahrtausend vor Chr. Geb. (oder auch früher und später) von Norden und Nordwesten her den Orientalen und Mittelmeervölkern ihren Geist, ihre Kultur, zum Teil ihre Sprache gebracht haben, indem sie ihre Oberschicht wurden. Sie haben ihnen ihren Aufstieg ermöglicht, sich mit ihnen vermischt und in ihnen ihren volklichen Untergang gefunden.

2. Wir dürfen unsere Vorfahren der Bronzezeit und der Jüngeren Steinzeit mit Fug und Recht Germanen oder Vorgermanen nennen, auch wenn der uns durch die klassischen Schriftsteller überlieferte Germanenname noch nicht gebräuchlich gewesen sein sollte.

3. Das Germanentum — unbeschadet seiner durch Wirth postulierten vorangehenden atlantischen Zusammenhänge — hat seinen Stammsitz in den Ländern um die Ostsee gehabt, und es hat nur auf diesem Boden seine Eigenart bewahrt.

4. Durch die Spatenwissenschaft ist eine den anderen alten Kulturvölkern der gleichen Zeitperiode ebenbürtige, oft sogar überlegene Realkultur der Ger-

manen nachgewiesen, d. h. ein Hochstand der stofflich sich zeigenden Erzeugnisse des Handwerks und der Kunstfertigkeit in Holz, Metall, Töpferton, Leder usw. zum Zweck der Ernährung durch Viehzucht, Jagd, Ackerbau, der Schiffahrt, der Kleidung, der Wohnung, des Kriegswesens, des Schmuckes und der ganzen äußeren Lebenshaltung.

5. Die germanische Kultur ist auch nach der geistigen Seite hin zwar andersartig, aber überaus wertvoll und hoch gewesen, was Recht und Sitte und Sittlichkeit, was Familienleben und Gemeinschaftsleben, was Erziehung, Schulwesen und Wissenschaft, insbesondere Himmelskunde und Kalender, was Sinnzeichen, Symbole und Schrift, was Kunstsinn, Musik und Spiel, was Totenehre, Kult und Religion anlangt.

6. Unser Kampf gilt der die Wahrheit beugenden Herabdrückung und Schmähung des Germanentums, die stets ein Hauptmittel gewesen und geblieben ist — einst schon für die Unterjochungsabsichten der Römer, dann durch die Kulturvernichtung durch Karl den Westfranken und schließlich durchs Mittelalter hindurch bis in unsere Zeit hinein — für die Romanisierung und „Humanisierung", die unser gottgegebenes Wesen, unsere innerste Kraft und die Zukunft unseres Volkes preisgibt. —

Das sind fünf sachliche Sätze und ein seelischer Satz, die als feste, tragfähige Grundsteine unserer germanengeschichtlichen Weltanschauung gelten können.

Dazu kommen die Einzelerkenntnisse in, wie mir scheint, erfreulich wachsender Zahl — von der Besiedelung Germaniens bis zur Bedeutung der Marken für Handelsverkehr, Wanderzüge und Heiligtümer, vom Kalkmörtel bis zu den Königshöfen und den Signaltürmen, von der Aufzucht der Rosse bis zu den Festspielen in der Bahn, von den Symbolen, Runen, Seherinnen und Göttern bis zu der unerforschlichen Gottheit, die nicht durch Bilder vermenschlicht werden kann. —

Noch stehen wir vor einem verdunkelten und besudelten Germanenbilde. Da ist zunächst Säuberung und Wiederherstellung nötig. Das gibt uns, wie mir scheint, noch reichliche Arbeit, das ist unsere Aufgabe, wie sie für unser niedergebeugtes Volk nicht edler und nützlicher gedacht werden kann!

Aussprache.

An die beiden Vorträge schloß sich eine lebhafte Aussprache an. Direktor Müller-Brauel nahm zunächst Stellung zur Frage, welchem Volke die Erbauer der Riesensteingräber angehört hätten. Seit mehr als dreißig Jahren habe er die Ansicht vertreten, diese Gräber seien germanisch und seien von germanischen Völkerschaften erbaut. Es sei ihm natürlich bekannt, daß der Name Germanen um sehr vieles jünger sei, aber der Name spiele hierbei keine Rolle. Wenn wir sähen, daß die jüngeren Gräberformen sich aus den älteren entwickelten, daß die Formen der bronzezeitlichen Gräber die Weiterbildungen der älteren Gräber seien, so gewinne man die Berechtigung, auch die älteren als germanisch anzusehen. Denn daß die Erbauer der bronzezeitlichen Gräber des niederdeutschen Gebietes Germanen gewesen seien, das werde von keiner Seite bestritten, auch nicht von den Gegnern der Anschauung, daß die Erbauer der Megalithgräber bereits Germanen gewesen seien. Als besondere Eigentümlichkeit, die für den Zusammenhang zwischen Riesensteingräbern und bronzezeitlichen Gräbern spreche, führte Müller-Brauel noch folgendes an: bei Grabungen in ungestört erhaltenen Megalithgräbern habe er beobachtet, daß die Toten auf einer dünnen Schicht reinen weißen Sandes gelegen hätten, der gleiche Bestattungsbrauch zeige sich auch in den älteren bronzezeitlichen

Hügeln. Zum Teil habe man den weißen Sand erst weit herholen müssen. Man habe schließlich darauf verzichtet, Riesensteingräber zu bauen, weil die Steine zu mangeln begonnen hätten. — Weiter habe er seit mehr als dreißig Jahren die Ansicht vertreten, die „Eingeborenen" Nordwestdeutschlands seien die unmittelbaren Nachkommen der Steingrableute. Nun sei allerdings der sandige Heideboden zu durchlässig, als daß sich Schädel oder sonstige Teile des unverbrannten Knochengerüstes hätten zahlreich erhalten können; seien sie ausnahmsweise einmal nicht vergangen, so erkenne man die gleichen Formen, wie sie die heute lebenden Bewohner aufwiesen. Anderseits ließen sich die Erbauer der Riesensteingräber auf die älteste Einwanderung nach Nordwestdeutschland zurückführen. Diese Einwanderer seien aus dem Westen gekommen und gehörten der Aurignac-, bzw. Cro-Magnon-Rasse an. Die gleichen Einwanderer — nur auf anderem Wege vorgedrungen — bildeten die älteste Bevölkerung Thüringens. Um das Jahr 2300 v. Chr. etwa könne man verfolgen, wie von Thüringen aus sich ein ganz gewaltiger Wanderstrom in die Gefilde Norddeutschlands ergossen habe; man könne die Gräber dieser Nordwanderer in Schleswig-Holstein, Pommern, Mecklenburg, aber auch in Böhmen und Sachsen usw. immer wieder und wieder nachweisen, leicht kenntlich an ihren schnurverzierten Tongefäßen — weshalb wir ja auch von einem Volke der Schnurkeramiker redeten. Solche Gräber fänden sich sehr zahlreich in seiner Elbe-Weser-Heimat, hier habe er sie in mehr als hundert Fällen ergraben. Ausgestattet seien sie mit schnurverziertem Becher, mit Hammer und Axt ruhten die alten Schläfer in ihren Hügeln. An einzelnen Hügelgräberfeldern lasse sich die ununterbrochene Belegung durch die Zeit von 2300—1000—800 v. Chr. durch die Beigaben nachweisen. —

Von einigen Teilnehmern wurde bezweifelt, ob wirklich der Keramik eine solche Bedeutung zukomme für die Bestimmung gewisser ortsgebundener Formenkreise und für die Feststellung der Volkszugehörigkeit, ob nicht auch die Tongefäße — wie manches andere — durch Handel hätten verbreitet werden können. —

Dr. Gummel knüpfte daran an, daß Direktor Teudt die Arbeit und die Erfolge der prähistorischen Wissenschaft gelobt habe. Es sei eigentlich des Lobes zuviel gewesen: wer mitten darinstehe, empfinde, wie wenig eigentlich noch geklärt sei, wie stark sich noch der Widerstreit der Meinungen zeige, selbst bei Fragen von geringerem Gewicht. Deshalb sei es aber zu verstehen, daß die Vorgeschichtsforschung sich oft scheue, an große Probleme heranzugehen. Außerdem nehme die Arbeit in der Denkmalspflege sehr viel Zeit in Anspruch, die dann der Bearbeitung wissenschaftlicher Fragen verloren gehe. — Was die Kritik an der Bewertung der Keramik angehe, müsse er betonen, daß den „Scherben" durchaus Gewicht beizulegen sei. Wohl könnten Steingeräte und Metallsachen durch den Handel verbreitet werden, aber die Tonware der Jüngeren Steinzeit ist wenig haltbar gebrannt, vertrage keine weiten Wege über Land; sie sei dort hergestellt, wo die Verbraucher gewohnt hätten[1]. So erhebliche Unterschiede, wie sie in der Keramik der Jüngeren Steinzeit sich zeigten, seien auf stammliche Verschiedenheit zurückzuführen. Bezüglich der Entwicklung des germanischen Volkstums wies Dr. Gummel noch einmal darauf hin, daß seiner Meinung nach — im Gegensatz zur Auffassung Müller-Brauels — die bronzezeitlichen Hügelgräber aus den Einzelgräbern unter Erdhügeln hervorgegangen seien. —

[1]) Vgl. etwa die Bedeutung des Bernsteins für die Erschließung vorgeschichtlicher Handelsstraßen: J. M. de Navarro, Prehistoric Routes between Northern Europe and Italy defined by the Amber Trade (The Geogr. Journ. LXVI [1925], 481—507). — Zur Frage Töpferei, Seßhaftigkeit und Handel: Reall. d. Vorgesch. XIII, „Technik" §§ 5—12, insbesondere §§ 6, 10, 11.

Zum Schluß wies Generalkonsul a. D. Dr. Krüger aus eigener Anschauung noch darauf hin, wie weit die Verbreitung der Megalithgräber reiche und wie zahlreich — tausende! — sie namentlich in Korea vertreten seien und berichtete ferner über koreanische Bestattungssitten. —

Von Tecklenburg aus wurde ein Begrüßungstelegramm an Prof. Dr. Wirth gerichtet. —

*

Es blieb noch reichlich Zeit, zu den Resten der Burg hinaufzusteigen. Dann ging die Fahrt weiter, zunächst nach Hambüren, um dort den Hof Tiemann eingehend zu besichtigen. Herr Rohlmann, Velpe, gab ausführliche Erläuterungen[2]):

Rund um den Thieplatz.

Thieplätze gibt es in unserer Heimat in Mengen. In Lengerich ist er im Schatten der Kirche, in Lienen steht auf dem Scholtigge die Schule, und in der Bauerschaft Hambüren, Gemeinde Westercappeln, liegt er auf stolzer Höhe im Schnittpunkt alter Heerwege (nach Osten führt noch der Hiälweg). Der Thieplatz war ehedem Versammlungsplatz, Gerichtsstätte. Dort wurde die Bauersprache gehalten, dort war Burstiehe[3]). Am Thieplatz war auch wohl ein Heiligtum vorchristlicher Zeit. Darum errichtete man in Lengerich an dem heiligen Weiher des Thieplatzes die Kirche. Der Wunderglaube lebte noch in christlicher Zeit fort. Geheilte Pilger stifteten die Summen zum Bau der jetzigen Kirche, die in ihrer Bauart noch heute einzigartig ist, hat sie doch wie der Remter der Marienburg einen Mittelpfeiler, der das ganze Gewölbe trägt. Der Bronnen wurde der heiligen Margarete geweiht, die damit dem Ort zu dem Namen Margaretenlengerich verhalf. In Lienen stand vor hundert Jahren noch eine uralte Linde auf dem Thieplatz. In Hambüren wurde zur Zeit des alten Fritz auf dem Tigge eine Schule errichtet. Sie stand auf dem Westteil, den man Steenkamp nannte. Das Gelände ist heute noch steinig, hat aber vielleicht ehemals ein Hünenbett mit mächtigen Findlingen getragen, heißt doch die nach Norden abfallende Senke Steenriehen. Ein schmales Stück vom Thieplatz ist heute noch Gemeindebesitz. Ein Gebäude ist dort errichtet, das Brandspritze und Totenwagen birgt.

Versammlungsplatz war der Thieplatz unsern Vätern. Noch sagt man heute: Wi tigget dor hen. Dem Sinne nach besagt das: Wir trachten in Scharen einem Ziele zu. Der Thieplatz muß aber auch wertvoller Mittelpunkt, bildlich: das Nest einer Gesamtheit gewesen sein. Wer ein Vogelnest zerstört, hat es „vertigget". Im heimischen Platt nennt man den Thieplatz Tigge.

Der Bauer nun, der dem Thieplatz am nächsten wohnte, war der Thiemann, Tymann, Tigges, Thies, Thiemeyer. In Hambüren trifft dies auch zu. Hätte der Thieplatz dort nicht in religiöser Beziehung besondere Bedeutung gehabt, der Dom zu Osnabrück hätte nicht gerade die Höfe Thiemann und Ahmann sich botmäßig gemacht. Erst die Ablösung 1852 machte diese Höfe von den Abgaben frei. Nur der Hof Vierbaum in Handarpe wird noch in hiesiger Gegend genannt als zinspflichtig dem Dom in Osnabrück. Er trug als Zeichen ehemaliger Abhängigkeit das Rad. Zwar hatte es nicht wie das Osnabrücker sechs, sondern nur fünf Speichen.

Der Hof Thiemann hat in seiner Bauart noch ursprüngliches Gepräge gewahrt.

[2]) Rohlmann, Wege zum Wesen. Wanderungen durch das Tecklenburger Land. Verl. J. G. Kisling, Osnabrück o. J. [1930], 8°, 40 S.

[3]) Bauerstätte, Beratungsstätte.

An der genau nordsüdlich verlaufenden Straße sind mächtige Wälle mit außerordentlicher Kronenbreite. Die strohgedeckte Fahrscheune zeigt noch die ursprüngliche Giebelzier. Es sind aber nicht ausgesprochene Pferdeköpfe, wie sie neuerdings Bauten, die das Heimatliche betonen wollen, aufweisen. Dem großen U-Bogen sind rechtwinklig nach außen zwei Köpfe angesetzt, die auch anders gedeutet werden können. Die Scheuneneinfahrt weist links den Namen des Meisters und rechts sein Handwerkszeug, Winkelmaß und Richthaken (Boußhaken) auf. Den Namen des Besitzers zeigt mit dem Hausspruch der Giebelbalken. Das Hauptgebäude weist drei Spruchbalken übereinander auf, den Giäwel-, Flout- und Hanoltsbalken. Das Hanolt ist hier mit Brettern buntfarbig verschalt. Eine Art Schützenscheibe weist die Anfangsbuchstaben des Besitzernamens (H. T.) und die Jahreszahl des Baus auf. Der gegenüberliegende Hof Ahmann hat statt dessen oben ein Krickspann, lauter rautenförmige Felder, die früher oft die Größe des Hofes andeuteten, auch wohl soviel Öffnungen aufwiesen, daß ein Kreuz entstand (Postmeyer, Metten).

Der Name Thiemann, Tiemann, Tigges, Thies ist ja seit der Freizügigkeit durch ganz Deutschland verbreitet. Als Hofnamen finden wir ihn aber nach den Forschungen des Altmeisters Jellinghaus westlich bis Oldenzaal, nördlich bis ins oldenburgische Münsterland, östlich bis zum Unterharz und südlich noch im Grenzgebiet der Rheinprovinz.

An den Slopsteinen.

Inzwischen waren dunkle Wetterwolken aufgestiegen und mahnten die allzulang Säumenden zur Weiterfahrt. Die Slopsteine (s. Tafel 6) auf dem Gabelin sollten den Abschluß der Fahrt bilden. Angesichts des gewaltigen Riesensteingrabes sprach Fr. Rohlmann über die hohe Bedeutung der Heimatkultur und verstand es, seine Begeisterung auf die Zuhörer zu übertragen:

Verehrte Anwesende, deutsche Männer und Frauen, deutsche Jugend!

An ehrwürdiger Stätte haben wir uns hier zusammengefunden. Ein Volk, das diese gewaltigen Steinblöcke auftürmte, die nach Jahrtausenden noch zu uns reden, muß eine Kultur gehabt haben, die uns heute noch etwas zu sagen hat.

Welch wundervolles Ehrenmal! Vergleichen wir damit die Kriegerdenkmäler, die unsere Väter 1871 errichteten und die jetzt vielfach schon dem Verfall entgegengehen!

Sind unsere gegenwärtigen Bauten nicht oft kleinlich wie die Menschen, die im Tagesstreit, im Raffen um das tägliche Brot Heiligstes und Ewiges vergessen?

Betrachten wir dieses Grabmal! 22 Trägersteine trugen elf Decksteine. Hier dieser Schlußstein zeigt eine schalenförmige Vertiefung, deren Bedeutung noch zu klären ist. Drüben ist ein flacher, breiter Stein, den man als Opferstein bezeichnet. Ein Steinkranz, dessen gespaltene Flächen nach außen gerichtet sind, umgibt im Gegensatz zu dem Steingrab in Wechte diese Steinsetzung. 500 m südlich von hier liegt ein zweites Steingrab, das vor wenigen Jahren teilweise erforscht wurde und die typische nordwestdeutsche Tiefstichkeramik aufwies. Gleiche Funde machte schon 1807 dort Graf Münster.

Er fand damals in Seeste in einem Hünengrabe zahlreiche Schalen und Tonflaschen, Beile und Pfeilspitzen aus Feuerstein und mehr als 50 Urnen. Letztere sind zum Teil nach Hannover geschafft und in wissenschaftlichen Werken oft erwähnt und im Bilde vorgeführt.

Außer diesen steinzeitlichen Gräbern haben wir hier viele Erdhügel der Bronzezeit und Flacherdgräber der Eisenzeit. Der Gabelin ist ein weites Gräberfeld

gewesen Jahrtausende hindurch. Er war eine Kultstätte der Menschen, die dieses Steingrab nach astronomischen Gesichtspunkten errichteten. Die Menschen, die in dieser Steinkammer schlummerten, hatten noch im Tode das Auge zur Sonne gerichtet. Die Sonne, die durch Tag und Jahr ihr Leben begrenzte, durch ihre Strahlen das Korn werden, wachsen und reifen ließ, sollte über den Tod hinaus führen und leiten. Noch die Häuser in Hambüren, die entweder nordsüdlich oder westöstlich gerichtet waren, zeigten den Zusammenhang mit den Gestirnen. So erkennen wir an Haus und Grab die Verbundenheit mit der Natur, das Sicheinfügen in ewige Gesetze. Das ist Kultur. Aber von allen Seiten drängt hier die Zivilisation, die Technik mit der Getreidesteppe heran. Jahre noch, dann ist ringsum Ackerflur, und vom gräberreichen Gabelin blieb nur noch der schmale Streifen hier, der unter Naturschutz gestellt wurde. Zivilisation dängt heran mit dem Götzen Technik. Die Flur ringsum soll Geld bringen, soll das Finanzamt befriedigen. So geht im Mammonsdienst mit dem Urvätererbe die Seele unseres Volkes verloren.

Genuß und Bequemlichkeit sind Ziele des Tages. Zivilisation will alles rechnerisch erfassen, maschinenmäßig durchdringen. Sie kennt nicht Gefühlswerte, arbeitet mit Zahlen und berauschendem Wortgeklingel, erdrückt uns mit Schlagworten. Kultur dagegen ist bestrebt, in schlichtester Form das Wesentliche zu erfassen. Sie greift mit gestaltenden Ideen ins Räderwerk des Alltags, treibt mit seelischer Kraft die Menschheit voran, steht unter der Losung: Stirb und werde.

Die Kultur erzeugt das Genie, die Führer der Menschheit, Zivilisation bringt Dutzendware, öde Gleichmacherei, die da endet im Chaos.

Zivilisation predigt Ichsucht, Kultur fordert heiligen Opferwillen, verlangt Eigenschaffen, heimatgründiges Wirken.

Zivilisation ist Gleichmacherei in Tracht und Sprache. Sie verlangt den Schein der mittleren Reife, das Abitur, Prüfungen, Abstempelungen. Mit gutem Gedächtnis, einigem technischen Können und etwas Gerissenheit bringt man das schon zuwege. Kultur aber will das Wesenhafte erfassen, will die seelischen Kräfte ausschöpfen. Die Kulturwerte der Heimat recht tief in die Herzen junger Menschen zu senken, sollte mehr und mehr Aufgabe der Seele sein.

Die Jugend soll leben in den Mären und Sagen der Heimat, soll das Volkstum erfassen, das sich kundgibt in Rätseln, Sprichwörtern, Redensarten, in Sitte und Brauch, vor allem in der niederdeutschen Sprache.

Unsere Jugend lernt französisch, von dem Reichtum des Niederdeutschen hat sie keine Ahnung.

Unsere Kinder sollen das Plattdeutsch der Väter als Erbgut mit ins Leben nehmen, sollen alle die Heimatwerte in sich aufnehmen, und wenn dann das Leben sie hinauswirft in die Städte, in die weiten Fernen, so werden sie die Heimat der Kindertage als unverlierbares Gut in sich tragen, werden in sich den Schatz bergen, der sie nie ganz einsam werden, nie ganz verarmen läßt.

Wandern wir diese Wege zum Wesen, raffen wir uns auf, die Kultur der Heimat in uns recht tief zu verankern, helfen wir alle mit, in dieser Zeit des verderblichen Kleinmuts, des verzagten Mißmuts das Wesenhafte heldischen Deutschtums herauszustellen, dann werden wir aus den Nöten unserer Zeit den Weg finden zu Höhen, die wir unseren Kindern erkämpfen wollen. Nur durch Kampf zum Sieg! Das wußten unsere Väter schon, wenn sie sagten: Olle Wisheet will en Biärg Dorheet achter sik häbben. Wat me küme kriegen will, mot me erst richtig utspaddeln lauten.

Wir aber, die wir hier versammelt sind, wollen in dieser Stunde geloben, daß wir die Werte der Heimat, uraltes Volkstum unseren Kindern erhalten wollen.

Unserer Jugend wollen wir es in Herz und Hirn hämmern: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“

Sagen wir es kurz und knapp mit der Sprache niederdeutscher Heimat: „Hault faste!“

*

Als Vertreter dieser Jugend trug H. Westermann einige Sagen der Heimat schlicht und eindringlich vor. Eine von ihnen teilen wir mit:

Die Slopsteine.

Unter den Slopsteinen schläft Held Wittekind in einem goldenen Sarge, der von einem silbernen und dieser wieder von einem eisernen Sarge umgeben ist. In stürmischen Nächten steigt der dreifache Sarg glühend empor. Held Wittekind erwacht, sammelt seine Getreuen zum Kampfe, der nun anhebt in den Lüften eine Stunde lang. Schlägt die Turmuhr eins, endet das Streiten. Der Held legt sich wieder zur Ruhe, der Sturm ebbt ab, und in friedlicher Stille erglänzen die Steine im Mondlicht. Sind es 54 oder 55? Niemand hat sie bisher recht zählen können, bis vor 70 Jahren rohe, ungläubige Menschen kamen, einige Findlinge zersprengten, um zu sehen, ob der Teufel darunter säße.

*

Der Himmel war dunkel geworden, Windstöße fuhren durch die Baumkronen, Donner grollte fernher, als H. Gresbrand Castelles Ballade vom schlafenden König Wiek sprach. Schau des Dichters und wirkliche Welt konnten nicht besser aufeinander abgestimmt sein. — Oberstlt. a. D. Platz beschloß die Fahrt mit Worten des Dankes an alle, die geholfen hatten, diese Tagung in so mustergültiger Weise durchzuführen.

Der Abend bot im Osnabrücker Saal noch Gelegenheit zu mancher Aussprache und Beratung. Am nächsten Morgen vereinigten sich noch eine ganze Reihe Teilnehmer zu einer Fahrt, um Örtlichkeiten zu besichtigen, die im Lichtbildervortrag Westerfelds erwähnt worden waren.

Aussprache zwischen Prof. Dr. Herman Wirth und seinen wissenschaftlichen Gegnern.

Die Herman-Wirth-Gesellschaft sendet uns diesen Bericht mit der Bitte um Veröffentlichung. Es ist schon behauptet worden, Wirth habe sich einer Auseinandersetzung mit den Gegnern bisher entzogen. Das trifft nicht zu; Wirth ist jederzeit bereit gewesen, allerdings mit der Bedingung, daß Vertreter der Presse anwesend seien. — In Berlin hat Wirth nunmehr zwei sehr stark besuchte Vorträge gehalten, und zweimal fanden Aussprachen statt. — Einige Ergänzungen zum Bericht finden sich in der Bücherschau dieses Heftes.

Am Sonntag, den 15. November, abends fand im Hause des Regierungsrates a. D. Fischer ein Ausspracheabend statt, an dem Herr Professor Dr. Herman Wirth sich der Auseinandersetzung mit seinen wissenschaftlichen Gegnern stellte.

Es war eine große Anzahl von Wissenschaftlern und Pressevertretern anwesend. Professor Wirth betonte am Anfang seiner Ausführungen, daß er sich freue, gerade auch im Kreise von Gegnern seiner Ergebnisse den Einwendungen entgegentreten zu können, die gegen seine Forschung erhoben würden. Sein Hauptgebiet, das er zum ersten Male auf Grund exakter wissenschaftlicher Forschung zum Range einer Wissenschaft erhoben habe, sei die Paläo-Epigraphik, die Lehre von der Bedeutung der urgeschichtlichen Inschriften. Auf diesem Gebiete habe er nicht nur die Grundlagen, sondern auch die Methode geschaffen. Er müsse es ablehnen, auf reinen Hilfsgebieten, wie der Geologie, bei deren Verwendung er auf die Ergebnisse der Forschung angewiesen sei, selbständige Lehrmeinungen geschaffen zu haben. Die Paläo-Epigraphik aber sei sein eigenstes Gebiet — hier und auf dem Gebiete der Ethnologie, Prähistorie und Religionswissenschaft stelle er sich zur Auseinandersetzung.

Privatdozent Dr. Freiherr v. Richthofen bemängelte aus der Gesamtheit der Forschungen Herman Wirths, daß dieser einmal eine steinzeitliche Hochseeschiffahrt durch Bezugnahme auf Paddeln aus dem Duvenseer Moor habe beweisen wollen. Er zeigte das in Frage kommende Paddel und erklärte es für gänzlich ungeeignet zur Hochseefahrt. Professor Wirth zeigte an einem Lichtbild, wie die steinzeitlichen Felsbilder zahlreiche bemannte Hochseeschiffe zeigen, er könne deswegen ruhig auf das Paddel zum Beweis seiner These verzichten. Nicht uninteressant war es, wie dann ein seebefahrener Herr darauf hinwies, daß im Feuerland die Eingeborenen noch heute meilenweit und tagelang mit Hautbooten und derartigen Paddeln auf die See hinausfahren.

Professor Neckel äußerte sich zur Gesamtheit der Wirthschen Forschungen, daß er zwar nicht auf allen sprachwissenschaftlichen Gebieten mit Professor Wirth mitgehe, aber doch seine Feststellungen für wissenschaftlich bedeutungsvoll halte.

Professor Preuß vom Berliner Völkerkundemuseum betonte, daß er über die Gesamtheit des Wirthschen Schaffens kein Urteil abgeben wolle, daß er aber sicher glaube, diesem zahlreiche wissenschaftliche Anregungen auf dem Gebiete der Epigraphik entnehmen zu können, und daß er nur gewünscht hätte, die Veröffentlichungen der Felszeichnungen wären mehr nach ihrem räumlichen und zeitlichen Zusammenhang erfolgt.

Prof. Wiegers nahm dann vom Standpunkt des Geologen in scharfer Weise gegen die Möglichkeit der Wirthschen Auffassung Stellung, deren Voraussetzungen er für geologisch unmöglich erklärte. Eine urarktische Rasse habe es niemals gegeben.

Prof Dr. Wirth trat diesen Behauptungen unter Hinweis auf die Lehren anderer Geologen entgegen. Er verwahrte sich zugleich in höflicher Form dagegen, daß die von Herrn Prof. Wiegers gegen ihn herausgebrachte Gegenschrift den Titel führe „Herman Wirth und d i e deutsche Wissenschaft" — tatsächlich verträten die darin schreibenden Wissenschaftler nur eine Gruppe der deutschen Wissenschaft und gingen samt und sonders am Kern der Wirthschen Lehre, an der Paläo-Epigraphik, vorbei.

Er wisse, daß viele Einzelheiten aus den von ihm als Hilfswissenschaften verwandten Disziplinen angegriffen werden könnten, aber wo sich ein Wissenschaftler gegen ihn erhöbe, da stehe sehr oft die Äußerung eines anderen Wissenschaftlers für ihn.

Das Erlebnis des Abends war die überzeugende Darlegung von Professor Bäumler, Dresden, der als Philosoph und Methodologe den Gegensatz der Meinungen als die stets notwendige Auseinandersetzung zwischen „ingenium" und „acumen", zwischen Zusammenschau und Einzelkritik darlegte, zwischen der Vorsicht

der Fachgelehrten, der gleichberechtigt die Erschließung neuer Gebiete durch den Blick des Begnadeten zur Seite trete. Bachofen ist jahrzehntelang verlacht worden, heute sind seine Gedanken durchgedrungen, Frobenius ist als Narr verspottet — heute hat die Wissenschaft ihn weitgehend akzeptiert. Beides sei notwendig — das Sieb der scharfen Kritik wie das „ingenium" des neue Felder erobernden Pioniers. In diesem Gedanken gemeinsamer Verantwortung vor der Wissenschaft und dem Volke geführt, werde die Auseinandersetzung um Herman Wirth segensreich sein — denn im Kampf zwischen „ingenium" und „acumen" gebe es weder Sieger noch Besiegte.

Kleine Beiträge.

Höhle und Sazellum in den Externsteinen. Die t e c h n i s c h e n Fragen, die mit der Herstellung der Höhle und des Sazellums in Beziehung stehen, sind bisher wenig erörtert worden. Daß der Sandstein mit gehärteten Eisenwerkzeugen bearbeitet werden kann, steht außer Frage. Stahl kann erst seit der Eisenzeit benutzt worden sein. Man läßt die Eisenzeit in Niedersachsen um 800 v. Chr. beginnen; aber es bleibt fraglich, seit wann man es verstand, Schmiedeeisen in Stahl zu verwandeln. Bliebe die Herstellung von Hohlräumen in Felsen abhängig von Stahlbenutzung, so kämen wir bestenfalls nicht über 800 v. Chr. hinaus und müssen dabei voraussetzen, daß man von vornherein die Werkzeuge zum mindesten oberflächlich zu stählen verstand.

Wie aber steht es um die Möglichkeit, das Aushauen von Höhlen in frühere Zeiten zurückzuverlegen? Die ältere Steinzeit scheidet aus; am Ende der jüngeren Steinzeit, beim Übergang zur Metallzeit, ist man an sich wohl imstande, Höhlengänge künstlich zu schaffen oder vorhandene Spalten usw. zu erweitern. Das beweisen die Funde in urgeschichtlichen Kupferbergwerken (echter Schachtbau, nicht Tagebau) wie etwa in dem des Mitterbergs bei Bischofshofen im Salzburgischen. Mit Hilfe von Feuersetzen, Holzkeilen, Steinschlägeln und Hirschhornpicken dürfte es möglich sein, rohe Hohlräume auch in Sandstein herzustellen.

An den Externsteinen finden sich verschiedentlich natürliche Strudellöcher (Dr. Hansen stellt ihr Vorhandensein zwar überhaupt in Abrede, Dr. Jacob-Friesen erkennt aber die fraglichen Hohlräume als Strudellöcher an), und solche Strudellöcher in Verbindung mit den Spalten hätten wohl dazu reizen können, eine Höhle zu schaffen, wenn man sie brauchte. Der südöstliche Ausgang der unteren Grotte ist unter Benutzung eines großen Strudelloches geschaffen; das Strudelloch ist noch heute deutlich zu erkennen. Aber trotz der Möglichkeit, die gegeben erscheint, wollen wir hier von einer so frühen Zeit ausdrücklich absehen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wollen wir nur noch bemerken, daß die Höhle, wie sie heute sich darbietet, damals nicht hätte ausgehauen werden können.

Wenden wir uns der vollentwickelten Bronzezeit zu. Als Anfang Dezember 1929 Direktor Dr. Jacob-Friesen, Hannover, die Externsteine besuchte, hielt er es für unmöglich, daß der anstehende Sandstein mit Bronzemeißeln überhaupt zu bearbeiten sei, von den langen zügigen Strichen ganz zu schweigen. Es käme auf einen Versuch an. Die Legierungen der Bronzewerkzeuge sind uns bekannt, und ich möchte nur darauf hinweisen, daß ein anderer Streit um die Leistungsfähigkeit der Bronze durch einen Versuch entschieden worden ist. Als man sich noch um die Dreistufenteilung unserer Urgeschichte stritt, sollten die feinen Verzierungen auf den Bronzegeräten als Beweis dafür dienen, daß man z. B. der Bronze schon das Eisen gekannt habe, daß also die Behauptung, das Eisen sei erst nach der Bronze zu Werkzeugen verwandt, nicht zutreffe. „Die Verzierungen bestehen in der Regel aus vertieften Linien. Lange war man im unklaren darüber, wie diese Ornamente ausgeführt worden seien. Bedeutende Forscher glaubten, so feine und vortrefflich ausgeführte Linien könnten nur mit Stahlmeißeln in das ungemein harte Metall eingegraben werden. Man müßte also das Eisen gekannt haben und eine Bronzezeit gebe es nur in den Köpfen einiger Gelehrter. Der Goldschmidt B o a s in Kopenhagen hat aber gezeigt, daß man die vertieften Linienornamente sehr gut mit kleinen bronzenen Meißeln oder Punzen ausführen kann. Bald wurden auch solche Punzen unter den Grabfunden entdeckt, und die erbitterten Kämpfe um das Bronzezeitalter endeten mit dem vollständigen Siege der Altertumsforscher, die die Dreiteilung unserer Vorgeschichte in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit verfochten" (Schwantes, Aus Deutschlands Urgeschichte, 4. Aufl., S. 128).

Ein solcher Versuch steht für die Externsteine noch aus. Wir sind aber imstande, aus anderen Kulturen Beispiele für die Leistungsfähigkeit der Bronze, ja des Kupfers heranzuziehen. Ich entnehme die folgenden Belege dem Werke „Urgeschichte der Welt, Die Kulturen der vor- und frühgeschichtlichen Metallzeit“ (Bd. 1, Berlin 1924) von Dr. L. Reinhardt. „Das sog. Alte Reich Ägyptens (etwa 2900—2540 v. Chr.) kannte als Werkzeugmetall nur Kupfer, die echte Bronze bürgert sich erst seit dem 16. Jahrhundert v. Chr. ein. Wie man damit (d. h. mit Kupferwerkzeugen) im Alten und Mittleren Reich die härtesten Gesteine wie Granit, Syenit und Basalt in so ausgedehntem Maße und in so unübertrefflich feiner Weise zu bearbeiten vermochte, kann nur dadurch erklärt werden, daß die alten Ägypter ein uns unbekanntes Verfahren der Härtung des Kupfers — vermutlich durch rasches Abkühlen der betreffendenden noch glühendheißen Gußstücke in irgendein (!) Öl oder eine Mischung verschiedener Öle — kannten und ausübten“ (S. 151). Da diese Werkzeugfrage mir wichtig erscheint, habe ich, um sicher zu gehen, den entsprechenden Abschnitt aus dem „Reallexikon der Vorgeschichte“ verglichen. Der Beitrag „Ägypten B.“ stammt von Museumsdirektor Prof. Dr. Roeder, Hildesheim.

Im § 42 heißt es über das Alte Reich: „Die materielle Kultur erreicht schnell eine vorher unbekannte Blüte. Der Steinbau wird mit Meisterschaft gehandhabt, in den Pyramiden und Mastabas wurden die größten Friedhöfe und Einzelgräber der antiken Welt geschaffen, typische Megalithbauten unter Verwendung großer Mengen von kolossalen Steinblöcken. Rundplastik und Relief werden zum höchsten Ausdruck gesteigert, die Malerei ist farbig und lebendig, das Kunstgewerbe arbeitet mit feinem Geschmack. Werkzeuge für alle diese Arbeiten bestanden aus Kupfer, während im Haushalt das Steingerät bei der niederen Bevölkerung zweifellos noch vorgeherrscht hat.“ Nach Reinhardt gebe ich noch einige Einzelbeispiele aus der behandelten Zeit:

„Die einzelnen Steinwürfel der Pyramiden von Gise von durchschnittlich 1,10 cbm Inhalt und 2,5 Tonnen Gewicht wurden im Osten des Niltales aus dem gelblichen eozänen Nummulitenkalk des Mokkatamgebirges ausschließlich mit Kupferwerkzeugen gebrochen“ (Seite 96).

Im Osten der Pyramide des Chefren stehen die Überreste des zugehörigen Totentempels. Den Zugang bildet der Sphinxtempel, „ein . . . Bau, der die Technik der Bearbeitung des weit aus dem Süden geholten Granits mit einfachen Kupferwerkzeugen in höchstem Grade ausgebildet zeigt“ (S. 104).

Der reich ornamentierte Sarkophag des Königs Menkaw-re bestand aus blauschwarzem Basalt (S. 105).

Auch für einen Höhlenbau findet sich ein Beispiel: Sethos I. (1313—1292 v. Chr.) ließ in den Fels des Tales des Königsgräber westlich von Theben eine gewaltige Totenhalle aushauen. Sie ist 52 m tief und liegt 25 m unter der Talsohle; sie ist ausschließlich mit Bronzewerkzeugen gearbeitet. Die Grabanlage im ganzen reicht 140 m in den Berg hinein (Tafel 28 und S. 390).

Die Belege lassen sich leicht vermehren, insbesondere wenn man auch noch die Babylonische Kultur heranzieht. Auch die Inka-Kultur gibt eindrucksvolle Beispiele.

So dürfte vom Werkzeuge aus nichts dagegen sprechen, die Herrichtung der Höhle im Felsen I der Externsteine und des Sazellums in die Bronzezeit zu verlegen. Wir dürfen, da wir heute für derartige Arbeiten nur Stahlgeräte benutzen, nicht schließen, daß andere Werkzeuge schlechthin untauglich gewesen seien. Suffert.

Ostera — Horn.

Herr Dr. Budde übersendet uns folgenden Auszug aus der Zeitung „Westphalen und Rheinland“ (Jg. 1822, S. 223):

Von den Götzen Ostar geweiheten Hörnern.

„Daß der Mond bei den alten Sachsen unter dem Namen des Götzen Ostar oder Ostera verehrt wurde, ist bekannt, und Stübner in seiner Beschreibung des Fürstenthums Blankenburg sagt: nicht weit von den dieser Gottheit geheiligten Hainen, sei an einem sichern und festen Orte das geweihete Horn aufbewahrt worden; man werde daher fast bei allen den Orten, die mit Oster anfingen, ebenfalls Plätze finden, in deren Namen das Wort „Horn“ enthalten sei, z. B. das Städtchen Hornburg bei Osterwieck. — Diese Bemerkung scheint sich auch in Westphalen zu bestätigen, ich mache deshalb einige Orte namhaft, bei denen das Gesagte eintrifft, und die Verehrung des Ostar sehr wahrscheinlich wird: Das Haus Österholz im Lippischen Kirchspiel Schlangen und das 1½ Stunde davon entfernte Horn. Der Osterberg bei Horn-Oldendorf. Ein anderer Osterberg bei Hagendonop und der Berg Horn

bei Blomberg; Osterhagen und Hornberg bei Talle, alles im Lippischen; Osteroden bei Barntrup und der Berg Ahorn gegen Ertzen zu. Ebenso Ostereßen und Culhorn im Amte Cloppenburg; Osterloh und Ulhorn bei Wildeshausen; Osterhoop und Bookhorn in der Grafschaft Delmenhorst. Auch im Herzogtum Calenberg dicht nebeneinander: Osterwald und Gotteshorn (hier ist die Bezeichnung besonders sprechend) zwischen Hannover und Neustadt. Oster-Müntzel und das Horn bei Groß-Müntzel. Das Osternholz bei Kirchwehren und das Osterland bei Leveste in der Nähe der beiden Kirchdörfer und Schlösser Groß- und Nord-Goltern, welche ich nach einer Urkunde vom Jahre 1255 (Scheidt v. hoh. und nied. Adel S. 555) Golthorne genannt, finde. Endlich das Oster-Bruch bei Arnum mit dem bei Hiddestorf gelegenen Gehölze Horn. Leopold v. Ledebur.“

Wir geben den Auszug zur Anregung; wie weit Stübners und v. Ledeburs Ansichten zutreffen oder hinfällig sind, müßte nähere Untersuchung erweisen.

Bücher, die für uns wichtig sind.

Hermann Wirth, **Die Heilige Urschrift der Menschheit.** Symbolgeschichtliche Untersuchungen dies- und jenseits des Nordatlantik. Gr.-4°, über 500 Bildtafeln mit einem Textteil von 640 Seiten, erscheinend in 12 monatlichen Lieferungen zu 6,— Mark[1]).

1. Lieferung. 64 Seiten Text, 16 Seiten Anmerkungen, 31 Tafeln auf Kunstdruckpapier.

Lange schon war das Werk angekündigt; erscheinen sollte es unter dem Titel „Nord-Amerika, die Alte oder die Neue Welt“. Der umfassendere Inhalt des Werkes erforderte aber die neue umfassendere Benennung. Nun kommt die 1. Lieferung ungefähr im gleichen Augenblick heraus, in dem Professor Dr. F. Wiegers, Berlin, ein Heft herausgibt „Herman Wirth und die deutsche Wissenschaft“ (J. F. Lehmanns Verlag, München, 1932 [!], 69 S., 8°. — 2,50 Mark). An diesem Heft haben mitgewirkt Professor Dr. F. Wiegers (Hermann Wirth und die Geologie [9 S.]; H. W. und die Vorgeschichte [8 S.]), Dr. Bruno K. Schultz, München (H. W. und die Anthropologie [10 S.]), Professor Dr. H. Plischke, Göttingen (H. W. und die Ethnologie [13 S.]) Professor Dr. L. Wolff, Göttingen H. W. als Germanist [13 S.]) und Professor Dr. F. Bork, Königsberg (H. W. als Orientalist [9 S.]). Das sind alles bekannte Namen, alle fünf lehnen das bisher vorliegende Werk Wirths ab („Aufgang der Menschheit“ 1928). Das ablehnende Urteil scheint der Verbreitung der neuen Wirtschen Arbeit wenig günstig. Aber es ist immerhin schon bedeutungsvoll, daß eine Ablehnung in dieser gewichtigen Form überhaupt erscheint, einem unbedeutendem Manne pflegt man kaum so entgegenzutreten. „Kampf ist der Vater aller Dinge“, das heißt hier und jetzt: setze dich auseinander mit den neuen Gedanken Wirths, die in der Tat in vielem schlechthin umwälzend sind! So kann also diese Ablehnung sogar fördernd wirken. Es kommt hinzu, daß die Beiträge in dem genannten Heft den Kern der Wirthschen Darlegung, die Paläo-Epigraphik (Untersuchung der Altinschriften jederArt) nicht genügend berücksichtigen, und auf dieser ist das neue Werk aufgebaut.

Auseinandersetzung: zu ebenderselben Zeit beinahe, als die Gegenschrift erschien, fand in Berlin eine außerordentlich wichtige statt. Ein kurzer Bericht steht an anderer Stelle dieses Heftes. Aus dem, den die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ gebracht hat, geben wir noch einige Sätze zur Vervollständigung.

„Professor Preuß, allgemein anerkannt als eine Autorität allerersten Ranges, sagte gestern in der Diskussion mit Hermann Wirth: er bedaure, daß Wirth (von dem er übrigens noch wenig kenne) sich nicht auf bestimmte Gebiete (Amerika z. B.) beschränke, sondern immer sofort vergleiche, wobei diesen Vergleichen allzu oft die Kontinuität fehle, wenn auch zugegeben werden müsse, daß Vergleiche zu fruchtbaren Gedanken führen könnten. ‚Ich habe tausend Bedenken gegen Wirth, aber ich habe allerhand interessante, neue Anregungen für mein Spezialgebiet Mexiko von ihm bekommen.‘

Wenn das ein Preuß sagt, ist das für Wirth ein großer, sehr großer Erfolg. Eine Arbeit, die einem Forscher vom Range Preußens „Anregungen“ gibt, wird damit schon als wichtig und wesentlich legitimiert.“

Wegen der Stellungnahme des Herrn von Richthofen vergleiche man den obengenannten Bericht. „Daß Herr von Richthofen hier entschieden zu starr formulierte und forderte, sprach kein Geringerer als Professor Dr. Neckel klar und überzeugend aus.“ Auch er kann die sprachlichen Vergleiche Wirths zwischen indianischen und altgermanischen Worten nicht mitmachen, sofern sie beweiskräftig sein sollen. Aber: wir können überhaupt Urgeschichtliches

[1]) Man beachte den Hinweis in unseren „Mitteilungen“!

nicht beweisen, sondern wir müssen das Plausible, das Wahrscheinliche suchen und annehmen. Unter dieser Voraussetzung gibt es nach Neckel sehr wohl sprachgeschichtliche Wahrscheinlichkeiten für uralte Hochseeschiffahrt. Professor Neckel glaubt an gewisse Lehren Wirths. Er findet auch, daß er den Finger richtig auf wunde Stellen der Fachwissenschaft gelegt hat, wenn er z. B. darauf hinweist, daß es unter den Prähistorikern heute noch durchaus divergierende Meinungen über die Deutung der Funde gebe. *Professor Neckel schloß mit einem starken Plaidoyer für Wirth:* „Er hat mit staunenswerter Gelehrsamkeit und einer ungeheuren Belesenheit in der Paläo-Epigraphik, die er zum ersten Male wissenschaftlich nutzbar gemacht hat, etwas sehr Wichtiges, zunächst freilich nur Hypothetisches geschaffen. Wenn es ihm gelingt, aus diesen Hypothesen Gewißheiten zu machen, wäre ich sehr glücklich."

Aus der Wiedergabe der Ausführungen Professor *Wiegers* möchten wir die folgenden Sätze herausgreifen: „Das eigentlich Entscheidende jedoch sprach Professor Wiegers nicht als Geologe, sondern als Theoretiker. Nämlich: Wirth habe eine ausgezeichnete Idee gehabt, aber er allein sei seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er hätte zehn oder fünfzehn Fachgelehrte zu seinem Werke zusammenspannen müssen.

An einem solchen Satze scheiden sich die Geister. Hier bleiben auf der einen Seite diejenigen, die alles vom Spezialistentum erhoffen, und auf der anderen Seite stehen diejenigen, die an den schöpferischen Menschen, an die geniale Einzelleistung auch in der Wissenschaft glauben. ‚Der Wissenschaftler will nicht an der Seele packen und gepackt werden, sondern am Verstande.' Deis war ein zweiter, wesentlicher Ausspruch des Professors Wiegers. Er schob Hermann Wirth aus dem Bereiche der Wissenschaft zur Dichtung ab." —

Diese Hinweise kennzeichnen ein wenig die allgemeine Lage. Der Kampf um Wirth gehört mit hinein in die gesamte geistige Auseinandersetzung der Gegenwart, in der rational und irrational bestimmte Strömungen miteinander ringen.

In der Besprechung müssen wir uns zunächst auf ganz kurze Angaben beschränken, ging uns doch die erste Lieferung erst im allerletzten Augenblick zu. Im *Vorwort* legt Wirth Sinn und Ziel seiner Untersuchungen dar: „Die vorliegende Arbeit hätte man in rein wissenschaftlicher Fachausdrucksweise auch eine erste ‚Paläo-Epigraphik' nennen können." Aber ihr Ergebnis ist noch etwas anderes und — mehr, als wir heute fachwissenschaftlich unter „Epigraphik" verstehen. Denn die Epigraphik als Geschichtslehre der Schriftsysteme war bislang die formale Wissenschaft von einem nutzzwecklichen Werkzeug, einem Mechanismus zur Übermittlung menschlicher Gedanken, menschlichen Geisteslebens, — von der „Schrift". Es fehlte dieser Schriftgeschichte aber jede tiefere entwicklungsgeschichtliche Erkenntnis und Begründung in Hinblick auf die zeitlich und räumlich ungleich größere Vorstufe der geschichtlichen Schriftsysteme.

Der hier nun erstmalig unternommene Versuch einer systematischen und methodischen Erschließung dieser urgeschichtlichen Vorstufe bringt als *Ergebnis, daß diese Urschriftgeschichte eine Ursymbolgeschichte* ist, eine Lehre und Kunde geistig-sinnbildlicher Zeichen und vergeistigter Sinnbilder. Damit würde diese Urschriftgeschichte aber zu einer *Urgeistesgeschichte der Menschheit werden*. Denn es zeigt sich weiter, daß diese Ursinnbilder, diese Urzeichen, als kalendarische Symbolik die Beurkundung einer Weltanschauung, einer Weltallkunde, einer Kosmologie als ältester Geisteswissenschaft darstellen und gleichzeitig die „Hieroglyphik", *die „heilige Schrift" einer Urreligion.*" Daß die Geburt der Schrift jenseits des Nutzzweckes im eigentlichen Sinne zu suchen ist, dürfte kaum bestritten werden.

Die *Einführung* gliedert sich in die beiden Abschnitte „Zur Methodik und Systematik der epigraphischen Kulturkreislehre" und „Die vorgeschichtlichen Felszeichnungen Nordamerikas".

Vom Ersten Buche, genannt „Das Jahr Gottes: Die atlantische Jahresteilung", bringt aus dem *einen* Teile „Das Gesichtskreissonnenjahr" die erste Lieferung das erste Hauptstück *„Das arktisch-atlantische und nordatlantische Sonnenjahr."*

Es ist Wirth oft vorgeworfen worden, daß er die Quellen nicht genügend angebe. Diese Angaben fehlen nicht mehr. Die Anmerkungen — übersichtlich geordnet — bringen daneben aber auch Exkurse mit manch *wertvollem* Fingerzweig. Aus ihnen wird noch manches zu schöpfen sein. Erwähnt werden soll nur, daß schon ein nordischer Humanist — Sternhjelm (1598—1672) — gegen die Behauptung sich wandte, daß die kalendarische Verwendung der Runen erst im christlichen Mittelalter sich eingebürgert habe, mithin gegen die Behauptung, daß das Kalenderwesen mit seinen astronomischen Voraussetzungen erst durch das Christentum und die Latinität nach dem Norden gekommen sei.

Auf weiteres einzugehen, muß späterer Zeit vorbehalten werden.

Die Tafeln — sehr gut gedruckt — bringen sehr aufschlußreiche Denkmäler, die meisten unbekannt oder doch nur engem Kreise geläufig. Von den bekannten erfreut durch große und klare Wiedergabe der Sonnenwagen von Trundholm. S.

Willibald Pirckheimer. Geschildert von Emil Reicke. (Deutsche Volkheit.) Pappband 2,— Mk. Der große Gelehrte mit dem massiven Bürgerschädel und den leuchtenden Augen wird mit Ehren unter den großen „Humanisten" genannt, deren Wirksamkeit für deutsches Empfinden und germanisches Nationalgefühl wir nicht immer sehr hoch einschätzen. Doch müssen wir uns dabei bewußt bleiben, daß die „Humanei" auch ihre sehr deutsche Seite hatte; bei kaum einem wird dies deutlicher, als bei Willibald Pirckheimer, der Nürnberger Bürger, Ratsherr, Diplomat und Renaissancemensch in einer Person war. Schon seine Freundschaft mit Dürer, den er außerordentlich förderte, weist ihm eine besondere Stellung in der wahrhaft deutschen Geistesgeschichte zu. Er gehörte zu jenen, die den Kampfgesängen eines Hutten als einer neuen Offenbarung deutschen Geistes lauschten, und die — was nicht zu unterschätzen ist — die Germania des Tacitus zuerst wieder der Vergessenheit entrissen und sie zum ersten Male überhaupt als ältestes Zeugnis und als Grundlage eines stolzen deutschen Nationalgefühls auswerteten.

Ernst Moritz Arndt, der ewige Deutsche. Dargestellt von Hans Kern. Sammlung Deutsche Volkheit, bei Eugen Diederichs in Jena. Pappband 2,— Mk. Die Sammlung Deutsche Volkheit, die trotz der nicht ganz erfüllten Erwartungen, die man an ihren buchhändlerischen Erfolg geknüpft hatte, doch noch zu einer Weiterführung und zu einer gewissen Abrundung gelangt, hat kürzlich eine Reihe neuzeitlicher deutscher Persönlichkeiten zum Gegenstand ihrer mit Recht gerühmten klaren und eindringlichen Darstellung gemacht. Und da wir Freunde germanischer Vorgeschichte mehr als andere die gradlinige Verbundenheit ältesten germanischen Geisteslebens mit dessen jüngsten Ästen und Sprossen betonen, so können uns auch diese Bücher sehr viel sagen. Gerade der unermüdliche Vorkämpfer des Deutschtums, der klare und aufgeschlossene Kopf mit dem warmen Herzen hat sich ja zu seiner Zeit um die Wiedererweckung germanisch-deutschen Denkens und Fühlens wie kaum ein zweiter verdient gemacht. Ernst Moritz Arndt war freilich nicht nur der flammende, zornige Dichter der Freiheits- und Soldatenlieder, er war noch mehr als das, nämlich ein Kulturphilosoph, der freilich auch als solcher die untrennbare Verbundenheit des Denkens mit dem Blute und dem Mutterboden erkannte und erfühlte. Das unterscheidet ihn von den anderen großen Denkern vor ihm und nach ihm: sein Name ist auf den Seiten der Geistesgeschichte weniger glänzend, aber seine Wirkung ging viel mehr in die Breite und in die Tiefe. Er hat als einer der Ersten, vielfach selbst noch unbewußt, auch die modernsten Probleme aus einer betont germanischen Geisteshaltung anzufassen gesucht, was ihn nicht nur damals, sondern noch heute von den einseitigen Intellektualisten unterscheidet. Dabei war er alles andere als ein Schwärmer: ein unerbittlich klarer Geist, der sich aber nicht auf den eisigen Gipfeln eines Nietzsche ins Nichts verlor, sondern mit seinem ganzen Sein in Blut und Boden verwachsen war. Das Buch gibt auf seinen 80 Seiten ein eindringliches Bild von diesem großen und nachhaltigen Vorkämpfer des Deutschtums.

Tätigkeitsbericht.

Da wegen des Erscheinens dieses Heftes schon verschiedentlich Anfragen an uns gerichtet sind, erscheint es geboten, hierauf zunächst einzugehen.

In der heutigen Zeit gehen die Mitgliedsbeiträge nur langsam ein. Das ist durchaus verständlich; leider wird aber dadurch unsere Bewegungsfreiheit stark gehemmt. Wir möchten nun aber mit den Heften auf *der* Höhe bleiben, die wir mit dem 1. Hefte dieser Folge erreicht haben. Andrerseits sind Ersparnisse notwendig; darum haben wir uns entschlossen, zwei Hefte zusammenzulegen. Denn je mehr Seiten *auf einmal* gedruckt werden, desto billiger stellt sich der Druck. Allerdings erfordert ein Doppelheft mehr Vorbereitung, und diese wurde durch widrige Umstände leider unangenehm in die Länge gezogen. — Das Heft umfaßt 40 Seiten, außerdem aber 4 Kunstdrucktafeln. —

Unseren Freunden dürfte es willkommen sein, etwas über die Arbeit zu erfahren, die seit Erscheinen des 1. Heftes geleistet worden ist.

Am 4. September 1931 ist die Vereinigung in das Vereinsregister eingetragen worden. Der Kopf der Zeitschrift ist entsprechend geändert.

In diesem Sommer waren regelmäßig Führungen für Badegäste und Sommerfrischler eingerichtet, die alle 14 Tage nach den Externsteinen und Oesterholz führten und im allgemeinen gut besucht waren. Außerdem sind größere Vereine, Klassen höherer Lehranstalten, wie auch kleinere Gesellschaften mehrfach außerhalb dieser festen Tage geführt worden. Diese Sonderführungen haben wir stets bereitwillig übernommen, wenn rechtzeitige Anmeldung vorlag. Selbst wenn man mehrmals in der Woche an den Stätten gewesen ist, kehrt man immer mit dem Gefühl heim, den Hörern etwas geboten zu haben, daß sie erhoben, befriedigt und ihre Teilnahme an unserer eigenen Vorgeschichte gefördert hat. Für unsere Freunde, die das Lipperland besuchen, wird sich also in Zukunft fast immer Gelegenheit bieten, an einer Führung teilzunehmen. Im nächsten Jahre sollen sich diese im Juli und August auch auf den Leistruper Wald, auf Oerlinghausen und andere Orte erstrecken.

Im August weilte Dr. C. Rademacher, der Begründer und bisherige Direktor des Städt. Museums für Vor- und Frühgeschichte in Köln, der als solcher im Januar 1931 sein 50jähriges Jubiläum hatte feiern können, mit seiner Gattin einige Wochen hier. Er hat alle von Teudt in seinem Buch „Germanische Heiligtümer" erwähnten Sehenswürdigkeiten mit uns besucht und eingehend besichtigt, auch Herrn Oberlehrer Diekmann in Oerlinghausen einige Tage gewidmet, für dessen Grabungen und Funde er lebhaftes Interesse zeigte. Zu großem Dank sind wir Herrn Direktor Rademacher für seinen Vortrag verpflichtet: „Die Frühgermanische Kunst unter besonderer Berücksichtigung des Osebergfundes." Dieser Vortrag, mit vorzüglichen Lichtbildern ausgestattet, gab einen Einblick in die hohe Kultur und das feine Kunstgefühl der nordischen Germanen, die viel zu wenig bekannt sind.

Daß der Besuch erfahrener Fachleute für uns stets von besonderem Wert und geeignet ist, unsere Bestrebungen zu fördern, ist selbstverständlich. Wir konnten zu unserer Freude feststellen, daß auch Herr Dr. Rademacher recht befriedigt war und über die Fülle des Gebotenen ebensooft staunte, wie darüber, wie wenig davon bisher untersucht ist. — Dem Vortragsplan 1931/32 der Kölner Anthropologischen Gesellschaft entnehmen wir: 22. April 1932 Direktor Dr. h. c. Carl Rademacher: „Germanische Heiligtümer", von W. Teudt. Eine Studienfahrt in den Teutoburger Wald. —

Bei der dritten Tagung (1930) wurden im Leistruper Wald bisher unbekannte Steinhügelgräber gezeigt, die wir entdeckt hatten, deren Zahl sich seitdem wesentlich vermehrt hat. Inzwischen hat unser Mitarbeiter Herr Werner Düstersiek in der Nähe des Turmstumpfes bei Rotensiek (der sog. Ziegenberg-Warte) außer einigen Einzelgräbern mehrere Gräberfelder mit zahlreichen Steinhügelgräbern entdeckt. Er hatte sich von der Lippischen Regierung die Genehmigung zur Untersuchung unter fachkundiger Leitung erwirkt. Der Facharchäologe Herr Müller-Brauel, Direktor des Väterkunde-Museums in Bremen (Roselius-Museum), der vielen unserer Freunde ein guter Bekannter von den Tagungen her ist, hatte sich bereit erklärt, die Leitung der Grabung zu übernehmen. Auf dem Amtmannsberge bei Rotensiek wurden zwei und im Leistruper Walde ein Grab geöffnet. Da der eingehende Grabungsbericht von Herrn Direktor Müller-Brauel veröffentlicht werden wird, können wir uns hier mit einigen Andeutungen begnügen. Es handelt sich um Steinhügelgräber, wie solche bisher in Lippe noch nicht bekannt waren; Grabanlage und einige Beigaben weisen die Gräber dem Ende der jüngeren Steinzeit zu. Der Grabungsbericht schließt mit den Worten: „Nach Art und Form der Gräber, besonders nach dem *dach*förmigen Bau von zweien derselben, unter Vergleichung der sonstwo ergrabenen, endlich hinsichtlich des Umstandes, daß sich Scherben mit bereits verwilderter steinzeitlicher Verzierung in dem Grabe im Leistruper Walde gefunden haben, geht meine Ansicht dahin, daß wir in diesen Gräbern solche *schnurkeramischer* Einwanderer aus dem Thüringischen bzw. aus Mitteldeutschland vor uns haben." Aus dem Bericht über die Riesensteingräber Niedersachsens, den Dr. Gummel auf der letzten Tagung gegeben, wissen wir, welche Bedeutung der schnurkeramischen Bevölkerung zukommt; deshalb ist auch das Ergebnis dieser Grabung so wichtig. Aber sie gibt noch keine volle Sicherheit, darum Müller-Brauels Forderung: „Als genügend können diese wenigen Untersuchungen *nicht* angesehen werden, es wird *nötig sein, eine größere Zahl derartiger Gräber zu untersuchen*, besonders im Leistruper Walde. Es steht durchaus zu hoffen, daß sich dann auch weitere, ganz eindeutige Grabfunde ergeben werden."

Es ist besonders erfreulich, daß der Besitzer, auf dessen Boden die Gräber von Rotensiek liegen, Herr Gutsbesitzer A. Volland, sich bereit erklärt hat, das freigelegte erste Grab mit dem Grabstein am Kopfende einzuzäunen und zu schützen. Herr Düstersiek wendet außerdem die Mittel an, die Grabstellen wieder in Ordnung bringen zu lassen, so daß das Landschaftsbild nicht verunstaltet wird durch wilde Trümmerhaufen und also auch vom Standpunkte des Heimatschutzes aus keine Bedenken bestehen bleiben. — Die Steinbedeckung des Grabes 2

vom Amtmannsberg ist vor dem Abheben sorgfältig bezeichnet worden, so daß sie leicht wieder aufgebaut werden kann. In dankenswerter Weise hat die Ortsgruppe Horn des Lippischen Bundes Heimatschutz die Bereitschaft ausgesprochen, einen würdigen Platz für den Wiederaufbau zur Verfügung zu stellen und die Anlage weiterhin zu betreuen. So bleibt wenigstens das oberirdische Bild des Grabes erhalten und wird der Öffentlichkeit leicht zugänglich sein.

Herr Müller-Brauel hat die Gelegenheit benutzt, einen Abguß des Runenzeichens in der unteren Grotte der Externsteine für sein Museum anzufertigen. Es ist das für uns wichtig, denn nun werden auch die Besucher des Museums in Bremen sich davon überzeugen können, daß es sich nicht um eine „wertlose Kritzelei", noch um eine „Hausmarke" oder ein „Steinmetzzeichen" handelt, das hier 1929 unter dem Verputz in der Grotte entdeckt worden ist, vielmehr der Erklärung Prof. Dr. H. Wirths zustimmen, die er in Heft 1/1929 von „Germanien" veröffentlicht hat. —

Die Vorbereitung der nächstjährigen Tagung machte einen Besuch von Halberstadt notwendig, den Herr Direktor Teudt mit Frl. Tochter und mir vom 21. bis 24. September ausführte; Herr A. Bauer, Detmold, hatte sich uns angeschlossen. Trotz zeitweilig ungünstiger Witterung war die Hin- und Rückfahrt durch die landschaftlich reizvolle Gegend ein hoher Genuß, und der Aufenthalt wurde durch die Aufmerksamkeit der Herren Nordsiek und Hemprich sehr angenehm gestaltet. Unter ihrer Führung haben wir in zwei Tagen die vorgeschichtlichen Stätten in der Umgebung Halberstadts besucht, von denen die sehenswertesten am 18. und 19. Mai 1932 gezeigt werden sollen. Das weitgehende Entgegenkommen des rührigen Museumsdirektors Hemprich, der die Tagung vorbereiten wird, bürgt dafür, daß alle Teilnehmer von dem Gebotenen voll befriedigt sein werden.

Zu einem besonderen Ereignis wurde für uns die Fahrt am 23. September zur Roßtrappe bei Thale. Herr Direktor Hemprich ist Rutengänger und hat sich schon seit Jahren bei seinen Ausgrabungen die Wünschelrute zunutze gemacht. Er führte sie auch an diesem Tage mit. Beim Begehen des Felsens mit dem großen Hufmale, der eigentlichen Roßtrappe, schlug die Rute über dem Male lebhaft aus; Herr Hemprich konnte sich dem Zeichen nähern, von welcher Seite er wollte, stets der gleiche Erfolg. Eine Erklärung für diese Erscheinung liegt nach Ansicht Teudts vielleicht darin, daß unseren Vorfahren die Wünschelrute bekannt war und daß die ihnen diese Stelle auf dem Felsen gezeigt hat, an der sie das heilige Zeichen anbrachten. Im klassischen Altertum ist die Wünschelrute nicht unbekannt gewesen: Die Ägypter waren mit ihr vertraut, denn der bei den Weisen Ägyptens erzogene Moses hat sie angewandt, wie aus dem biblischen Bericht (Mos. II, 17, und IV, 20) hervorgeht. Wir werden es uns angelegen sein lassen, diese durch die Entdeckung des Herrn Museumsdirektors Hemprich angeregte Frage weiter zu klären, da sie für die Aufhellung der Geistesgeschichte der Menschheit von Bedeutung werden kann. —

In seinem Buche „Germanische Heiligtümer" (2. Aufl., S. 142 ff.) hatte Teudt auf die Ähnlichkeit der Heiligtümer in Oesterholz und Alt-Uppsala hingewiesen. Es haben sich inzwischen zahlreiche Parallelen ergeben, so daß die Annahme, daß es sich in Oesterholz um kultische Anlagen gleicher Art handelt, sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Es handelt sich um drei künstlich aufgeschüttete gleichförmige Hügel, die oben abgeplattet sind. Sie sind in Uppsala größer, während sie in Oesterholz auf eine natürliche Düne aufgesetzt sind. In Uppsala wird der nördliche oder Osthügel als Odinshügel, der südlichste oder Westhügel als Thors-Hügel bezeichnet; über Bezeichnungen der ähnlich gelegenen Hügel in Oesterholz wissen wir noch nichts. Der mittlere Hügel ist aber an beiden Orten der Frühlingsgottheit, hier der Ostara, dort dem Freyr geweiht; auf dem mittleren Hügel in Uppsala ist ein Brandlager nachgewiesen; auf dem mittleren Hügel in Oesterholz wird von jeher das Osterfeuer abgebrannt. Die Lage der beiden Quellen bzw. Wasserstellen westlich der Hügel in Oesterholz entspricht in ihrer Lage dem Minnurs brunn und dem Urdals brunn in Alt-Uppsala. Nordöstlich der drei Hügel findet sich in Uppsala ein vierter, der Domarhögen oder Tingshögen (Dinghügel) genannt wird; auch in Oesterholz haben wir nordöstlich der Hügel, jenseits des Aschenweges, einen vierten Hügel, über den Näheres allerdings noch nicht bekannt ist. Wenn die Gleichsetzung sich als zu Recht bestehend erweisen wird, so ergibt sich auch eine annehmbare Erklärung für das bisher dunkle Wort „Königslau". In gleicher nördlicher Lage wie hier dieser Waldbezirk findet sich in Uppsala der forntida Kungsgarden, heute königliche Domäne. Bei dem Morastein, etwa eine Meile südöstlich von der Stadt Uppsala, fand im frühen Mittelalter die Königswahl statt. Von dort ging es in feierlichem Zuge nach Uppsala, und aller Wahrscheinlichkeit nach wurde der König auf einem der Hügel in sein Amt eingesetzt. In Uppsala ist zwischen Hügel und Kungsgarden eine christliche Kirche gesetzt, und zwar auf dieselbe Stelle, auf der sich ein kleiner Tempel aus der Zeit des

Eigenglaubens befunden hat, dessen Grundmauern durch ausgedehnte Grabungen festgestellt sind.

Eine Kampfspielbahn ist in Alt-Uppsala noch nicht festzustellen, doch ist wohl anzunehmen, daß sich auch dort eine solche in der Nähe des Heiligtums befunden hat und kultisches Reiten und Kampfspiele bei den Festen und Totenfeiern abgehalten sind. Wir haben deshalb angeregt, danach zu suchen, denn nach den Erfahrungen, die man in England mit Fliegeraufnahmen gemacht hat, ist zu erwarten, daß man mit Hilfe von Fliegerbildern diese Feststellung noch machen können wird. Schon vor dem Kriege hatte man auch in Deutschland bemerkt, daß senkrechte Aufnahmen aus größerer Höhe auf der Erde ehemalige Anlagen erkennen lassen, die längst eingeebnet und auf dem Boden nicht mehr sichtbar sind (vgl. Kosmos 1928, Heft 12). Wir haben 1928 bereits versucht, die Fliegerphotographie für Oesterholz auszunutzen, doch waren die gelieferten Schrägaufnahmen aus geringer Höhe für unsere Zwecke nicht brauchbar. Auch hierzu gehört Erfahrung, um Jahreszeit, Höhe und Beleuchtung der Photographie richtig zu wählen.

Neuerdings hat man in England den Unterschied zwischen keltischer und sächsischer Feldeinteilung und römische Lager feststellen können, in denen die Aufnahmen selbst Einzelheiten überraschend genau erkennen lassen. Das gibt auch uns die Hoffnung, daß es gelingen wird, über die Züge der Römer in Deutschland größere Sicherheit zu erlangen, vielleicht sogar das Lager des Varus zu finden und damit den Streit über die Örtlichkeit der Hermannsschlacht zu entscheiden. Wenn uns auch vorläufig die Mittel für solche Unternehmungen noch fehlen, so ist es schon wesentlich, den Weg zu kennen, der zur Lösung der Frage zu gehen ist, um ihn später einmal beschreiten zu können.

Der Innenraum des Langelau wächst im Laufe der Jahre immer mehr zu, und die Zeit liegt nicht mehr fern, in der die Kampfspielbahn nicht mehr zu erkennen sein wird. Der Forstverwaltung, die unseren Wünschen sonst gern entgegenkommt, kann aus wirtschaftlichen Gründen nicht zugemutet werden, die Bestände anders einzurichten. An einen Erwerb des Geländes ist vorläufig nicht zu denken.

Die drei Hügel von Oesterholz sind, wie die Lippische Regierung am 16. 6. 1931 mitgeteilt hat, am 22. 2. 1930 in die Liste der unter Denkmalsschutz stehenden Baudenkmäler aufgenommen. Die Lippische Regierung bemerkt: „Wir machen auch heute darauf aufmerksam, daß der Schutz automatisch aufhört, wenn uns nicht in absehbarer Zeit die Bedeutung der genannten Stücke als geschichtliche oder kulturgeschichtliche Baudenkmäler entweder durch Grabungen oder sonstwie einwandfrei nachgewiesen ist. Eine Nachprüfung durch unseren Sachverständigen behalten wir uns vor. Im vergangenen Jahre ist eine Untersuchung, wie es scheint, noch unterblieben." In diesem Sommer hat der Besitzer des Grundstückes nun die Hügel abgeplaggt. Dabei kamen auf dem mittleren Hügel Urnenscherben und Leichenbrand zutage. Daraus ergibt sich, daß in diesem Hügel zum mindesten Nachbestattungen erfolgt sind. Damit ist wenigstens dieser Hügel als „kulturgeschichtliches Baudenkmal" erwiesen. — An der Westseite des südlichen Hügels hatten in diesem Sommer spielende Kinder eine Grube eingeschnitten. So bedauernswert die Beschädigung an sich ist, so ergab sie doch etwas Bedeutsames: Es ließ sich klar erkennen, daß der südliche Hügel aus humoser, dunkler Erde aufgesetzt ist. — Der Südostfuß des mittleren Hügels ist stark bedroht, da dort, als vor einigen Jahren die Schule in Oesterholz gebaut wurde, der Sand für diesen Bau abgefahren worden ist. — Der Nordhügel zeigt auf der Kuppe eine ziemlich starke Beschädigung.

Alle diese Beobachtungen ließen es geraten erscheinen, für einen sicheren Schutz der drei Hügel zu sorgen. Das ist jetzt geschehen: Den Bemühungen des Herrn Studiendirektors Dr. Beyer verdanken wir, daß die Ortsgruppe Bad Oeynhausen es uns ermöglicht hat, das Gelände zu pachten und die Wiederherstellung und Erhaltung der Hügel sicherzustellen. —

Leider müssen wir noch mitteilen, daß Herr Studienrat Suffert darum gebeten hat, ihn von der Schriftleitung zu entbinden. Der Schriftverkehr und die Arbeiten, die damit verknüpft sind, haben einen solchen Umfang angenommen, daß ihm seine Zeit nicht mehr erlaubt, das Amt zu verwalten.

Platz.

Verantwortlich für den Textteil: Studienrat Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. — Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien", an den 1. Vorsitzenden: Platz, Detmold, Bandelstr. 7; alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Detmold, Hermannstr. 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65 278. — Druck und Versand: Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Str. 32.

Mitteilungen.

Die Heilige Urschrift der Menschheit. Diesem Heft ist ein Prospekt des neuen Werkes von Prof. Dr. Herman Wirth „Die Heilige Urschrift der Menschheit" beigelegt, das jetzt in zwölf monatlichen Lieferungen im Verlage „Koehler & Amelang-Leipzig" erscheint. Wir sind dem Verlage zu Dank verpflichtet, daß er unseren Mitgliedern den Vorzugspreis von 5,— Mark für die Lieferung eingeräumt hat, der bei Vorzeigen der Mitgliedskarte auch im Buchhandel gewährt wird. Handelt es sich doch um ein Werk, dessen Erscheinen sehnlichst erwartet wurde und für jeden von uns ein besonderes Ereignis ist. Der Vorzugspreis erleichtert die Beschaffung sehr wesentlich. Die erste Lieferung, die im Oktober 1931 erschienen ist, kann kostenlos und unverbindlich von jeder Buchhandlung zur Ansicht bezogen werden und zeigt, daß die wissenschaftlichen Fachausdrücke — soweit sie nicht zu vermeiden waren — stets erklärt sind. Das war für ein Werk, das in erster Linie für die geistige Laienschaft und den akademischen Nachwuchs geschrieben ist, „als Mittel und Weg zur eigenen selbständigen Nachprüfung und zur Selbstentscheidung", erforderlich. Die Leserschaft wird es dem Verfasser danken, und der Verbreitung des Werkes wird es sehr förderlich sein.

Der denkende Laie tritt ohne Voreingenommenheit an vorgeschichtliche Fragen heran; er sieht nur die großen Linien, denn Einzelheiten der Spezialfachwissenschaft beengen ihn nicht. Nachdem er von der Entdeckung weit älterer Kulturen gelesen hat, als es die ältesten bekannten orientalischen und Mittelmeerkulturen sind, ist ihm längst klar geworden, daß die zu Dogmen erstarrten bisherigen Arbeitshypothesen der Vorgeschichtswissenschaft, „an denen man rücksichtsvollerweise nicht rühren durfte", falsch sein müssen. Darüber täuschen Verlegenheitshypothesen von „Bewußtseinsparallelentwicklung" oder „ethnographischen Parallelen", die in beschränktem Maße ihre Berechtigung haben mögen, nicht hinweg. Daß wir „in größeren erdkundlichen Umrissen und Verbindungen denken müssen", ist offensichtlich. Deshalb empfinden wir die kultsymbolischen Forschungen Wirths, die verständlich und einleuchtend den Werdegang des menschlichen Seelen- und Geisteslebens entwickeln, als befreiende Tat, über die sich der denkende Laie selbst ein Urteil bilden kann und wird.

Pl.

Pfingsttagung 1932. Die 5. Tagung der Fr. g. V. findet vom 16.—18. Mai 1932 in Halberstadt statt. Es ist in Aussicht genommen für:

Dienstag, 17. Mai, 20 Uhr: Begrüßungsabend im Kaiserhof am Domplatz.
Zur Einführung: Bericht mit Lichtbildern, Museumsdir. Hemprich: „Die wichtigsten vorgeschichtl. Kultstätten des Nordharzes".

Mittwoch, 18. Mai: 8 Uhr: Hauptversammlung im Kaiserhof. Jahresbericht des Vorsitzenden und Ansprache Dir. Teudt.
9 Uhr: Abfahrt zum Regenstein. Bericht Prof. Bürger-Blankenburg: „Bedeutung des Regensteins".
11 Uhr: Fahrt zum Gläsernen Mönch, Bericht Hemprich. — Mittagessen.
15 Uhr: Rückfahrt. Besichtigung der vorgeschichtl. Funde vom Gläsernen Mönch, Führung Hemprich.
20 Uhr: Öffentlicher wissenschaftlicher Lichtbildervortrag.

Donnerstag, 19. Mai, 8 Uhr: Abfahrt zum Königstein. Berichte: Dir. Teudt und Ing. Keil-Quedlinburg.
10 Uhr: Fahrt zur Roßtrappe. Bericht Teudt: „Kultstätten und Fluchtburgen." Mittagessen.
14^{15} Uhr: Fahrt nach Quedlinburg. Bericht des Museumsdir.: „Quedlinburg als vorgeschichtl. Kultstätte. Rückfahrt.
20 Uhr: Aussprache im Kaiserhof. Schluß der Tagung.

Freitag, 20. Mai: Ausflug nach Verabredung unter Führung.

Für Unterkunft, Fahrgelegenheit, einfaches Mittagessen zu 1. Mark usw. wird — wie bei den bisherigen Tagungen — stets gesorgt. Endgültige Tagesfolge mit weiterer Auskunft wird einem der nächsten Hefte beigelegt.

Pl.